

JENS KNIPP

Vom Nutzen und Nachteil der Systemtheorie für die Literaturwissenschaft

Einleitung: Theorien im Werkzeugkasten

Vor der Hinwendung zur eigentlichen Arbeit, der Sichtung und Diskussion der für die Themenstellung einschlägigen Texte, sollen zunächst im Rahmen eines ‚einleitenden Exkurses‘ noch einige Gedanken formuliert werden, die sich während der Vorarbeiten und der Lektüre der relevanten Texte eingestellt haben. Zwar verfahren diese Überlegungen weitgehend kursorisch, eher hypothetisch, und können allenfalls formal die legitimierende – aber eben auch: nivellierende – Kraft des „man“ (im Heideggerischen Sinne¹) in Anspruch nehmen, derer sich das streng begriffene wissenschaftliche Arbeiten bedient. Dennoch sollten sie als zur vorliegenden Arbeit gehörend nicht unberücksichtigt bleiben, da sie deren Geltungshorizont grundlegend betreffen. Zudem reizt die spätestens anlässlich einer Abschlußarbeit akute Frage nach den erworbenen Kompetenzen, denen nicht nur das rein philologische Arbeiten zuzurechnen wäre, zu einer – wenngleich randgängigen – Probe aufs Exempel, die nicht mehr als ein Diskussionsangebot sein möchte. Demgemäß gründen sich die folgenden Bemerkungen nicht allein auf rezipierte Texte, sondern implizit wohl zum Teil ebenso auf ‚empirische Daten‘ (Diskussionen etc.), gewonnen aus der Eingebundenheit in den akademischen Betrieb.

Die Frage nach dem Nutzen der Systemtheorie Luhmanns für die Literaturwissenschaft, die leitende Frage der vorliegenden Arbeit, ist eine Scheinfrage, wie unschwer einzusehen ist. Die Orientierung der gegenwärtigen – gemeint ist hier stets die germanistische – Literaturwissenschaft anhand eines Theorien- und Methodenpluralismus ist offenkundig², weshalb von *der* Literaturwissenschaft nicht die Rede sein kann. Zwar definiert sich die Forschungsgemeinschaft semantisch durch den ‚Gegenstand Literatur‘, doch hat dieser Gegenstand im Verlauf der Entwicklung (auch des Selbstverständnisses) der Germanistik seine gesellschaftliche Legitimationskraft eingebüßt mit der Folge, daß sich das Fach etwa seit der zweiten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts zunehmend der Theorie- und Methodenentwicklung – zumeist in Form von Theorieimporten – widmet.³ Damit ist weder gesagt, daß die Literatur als Gegenstand mit dieser Entwicklung obsolet geworden sei, noch auch, daß es nicht schon in den früheren Stadien des Fachs methodische und theoretische Konzeptionen gegeben habe. Aber, so soll hier *cum grano salis* behauptet werden, das (Selbst-)Verständnis der Literaturwissenschaft hat sich dahingehend verschoben, daß sie ihre Legitimation nicht länger in sublimierten Formen der Teilhabe an der „Dignität des literarischen Wortes“⁴ sucht, sondern nunmehr in ihrer hermeneutischen Kompetenz – ‚Herme-

¹ Vgl. Martin Heidegger: *Sein und Zeit*. Tübingen ¹⁷1993, § 27 (S. 126–130).

² Als Nachweis genügt schon ein Blick in die Vorlesungsverzeichnisse.

³ Zu dieser Entwicklung vgl. in Kürze Klaus-Michael Bogdal: *Einleitung: Von der Methode zur Theorie. Zum Stand der Dinge in den Literaturwissenschaften*. In: Ders. (Hrsg.): *Neue Literaturtheorien. Eine Einführung*. Opladen ²1997, S. 10–31. Des weiteren als Material Jost Hermand: *Geschichte der Germanistik*. Reinbek 1994.

⁴ Bogdal, *Einleitung*, S. 26.

neutik‘ hier zunächst lediglich allgemein verstanden als anschlussfähiger Zugang zu einem Text. Darin aber zeigt sich letztlich auch ein inhärenter Wechsel von objektbezogener zu *operativer* Selbstdefinition: Nicht die Existenz der Literatur definiert und legitimiert die Literaturwissenschaft, sondern ihr durch methodische Kompetenz privilegierter *Zugang zur* Literatur. Damit rückt das „Werkzeug“, der methodische und theoretisch fundierte Zugriff auf Literatur, als Adressat der in dieser Arbeit gestellten Nutzenfrage in den Fokus, denn die primäre Frage richtet sich nicht auf die Verständlichkeit des Bezugsgegenstands, sondern auf die Modalitäten des Verstehens selbst.

Um den Gedanken weiterzuführen, muß die hier verwendete Werkzeugmetapher geklärt werden, die im vorliegenden Provisorium in quasi-begrifflicher Funktion vorerst weiter verwendet werden soll. Der Ausdruck „Werkzeug“ in bezug auf Erkenntnisleistungen schließt zwei Komponenten in sich. Zum einen besagt er, daß Erkenntnisarbeit (im weitesten Wortsinn) *selbst* als Werkzeug des Zugriffs auf einen Gegenstand – hier die Literatur – fungiert. Hegel etwa weist noch darauf hin, „daß die Anwendung eines Werkzeugs auf eine Sache, sie vielmehr nicht läßt, wie sie für sich ist, sondern eine Formirung und Veränderung mit ihr vornimmt“⁵, was das Erkennen eines Gegenstands „An-sich“ problematisch erscheinen läßt.⁶ Nachdem jedoch spätestens erkenntnistheoretische Impulse aus Quantenmechanik, Konstruktivismus u. a. jede Form von Erkenntnis als konstituierende Setzung ohne Transzendenzrest plausibilisiert haben, fallen Beobachtung und ihr Werkzeugcharakter in eins. Die andere Komponente des Ausdrucks ist, wie Wittgenstein betont, die Spezifität eines Werkzeugs: Es gibt verschiedene Werkzeuge, die verschiedene Funktionen erfüllen. Es ist hierbei hervorzuheben, daß keine universelle Gemeinsamkeit zwischen den Werkzeugen besteht, und auch gibt es keines, das die Funktionen aller anderen erfüllen könnte; zudem limitiert die Funktion eines Werkzeugs nicht aus sich heraus die Nützlichkeit eines anderen.⁷

Die vorangegangenen Überlegungen als Arbeitshypothese vorausgesetzt, kann als ‚Zwischensumme‘ festgehalten werden: Einerseits kann bei dem Versuch einer Antwort auf die Frage nach der Nützlichkeit der Systemtheorie für Literaturwissenschaft nicht von einer Einheit ausgegangen werden, da die verschiedenen methodisch-theoretischen Ansätze – als Einheit gewissermaßen von Beobachtung und Perspektive zugleich – zum Teil aufeinander irreduzibel sind und eine Fruchtbarmachung der Systemtheorie je nach Referenz des Ansatzes verschiedene Probleme aufwirft. Andererseits ist darauf zu achten, rückbezogen auf den ‚Gegenstand Literatur‘, daß aufgrund möglicher, noch zu eruierender Verwendungsmöglichkeiten der Systemtheorie Luhmanns für die Interpretation literarischer Werke nicht notwendig die deduktiv ausgerichtete Frage nach ihrer *allgemeinen* Verwendbarkeit für die Arbeit am Text erfolgen muß, vielleicht nicht einmal sinnvoll ist.⁸ Diese Bemerkung wäre trivial, zeigte sich nicht immer wieder ein Drang zur Generalisierung von Ansätzen, die sich in

⁵ Georg Wilhelm Friedrich Hegel: *Phänomenologie des Geistes*. Zit. nach: *Hauptwerke in sechs Bänden* (Bd. 2). Darmstadt o. J., S. 53.

⁶ Zwar verwendet Hegel den Begriff „Gegenstand“ im Sinne der Setzung eines Objekts, die Differenz von Gegenstandserkenntnis und Erkenntnis von Erkenntnis, auch bezüglich der Geltung der Organon-Metapher, bleibt indes als Problem konstitutiv; vgl. G. W. F. Hegel: *Einleitung zur Phänomenologie des Geistes. Kommentar von Andreas Graeser*. Stuttgart 1988, S. 29ff.

⁷ Vgl. auch die *Philosophischen Untersuchungen* in Ludwig Wittgenstein: *Werkausgabe Band 1: Tractatus logico-philosophicus. Tagebücher 1914–1916. Philosophische Untersuchungen*. Frankfurt a.M. ¹¹1997, bes. §§ 11, 14.

⁸ Das wäre freilich auch für beliebige andere Ansätze zu bedenken.

manchen Kontexten als nutzbringend erwiesen haben; psychoanalytische Interpretationsansätze sind ein prominentes Beispiel.

Auf diese Problematik werde ich zum Ende der Arbeit wieder zu sprechen kommen.

Der Aufbau dieser Arbeit folgt einer klaren Dreiteilung. Zunächst werden die allgemeinen Grundzüge der Theoriearchitektur Niklas Luhmanns vorgestellt, da eine präzise Terminologie für deren Verständnis unabdingbar ist. Im zweiten Schritt werden dann Luhmanns eigene Ausführungen zur Kunst im Rahmen der Theorie sozialer Systeme rekapituliert, wobei sich einige kritische Anmerkungen nicht vermeiden lassen. Zuletzt werden die ‚gängigen‘ Ansätze besprochen, die eine Adaption von systemtheoretischen Konzepten für literaturwissenschaftliche Fragestellungen erarbeitet haben, bevor im Schlußteil die Frage vom Nutzen und Nachteil der Systemtheorie für die Literaturwissenschaft noch einmal aus eigener Perspektive aufgegriffen und eine weitere Anschlußmöglichkeit skizziert werden wird.

1. Terminologische und konzeptionelle Vorklärungen

In diesem Kapitel sollen zunächst im Rahmen der Theorie sozialer Systeme einige Grundbegriffe und -konzepte Luhmanns anhand einschlägiger Primärtexte dargestellt und kurz erläutert werden. Dabei verfährt die Darstellung terminologisch weitgehend innerhalb des von Luhmann vorgegebenen Begriffsrahmens. Diese Entscheidung erwächst nicht der Ansicht, daß sich die Konzepte und Ergebnisse Luhmanns nicht auch anders formulieren ließen, sondern es soll der Gefahr vorgebeugt werden, die durch eine Lektüre entsteht, welche die bei Luhmann vorgefundenen Begriffe und Konzepte sogleich in andere – und dann nicht selten inadäquate – Schemata zu übersetzen sucht. Die folgende Darstellung läßt sich von der Überzeugung leiten, daß eine Theorie, zumal eine solch Komplexe wie diejenige Luhmanns, zunächst in ihrer immanenten Logik – mit (so weit möglich) allen relevanten konzeptionellen Konsequenzen – verstanden sein muß, um sie erst dann für Kritik und/oder weiterführende Verwendungszwecke zu öffnen.

Der Vollständigkeit wegen muß betont werden, daß die folgenden Abschnitte nur die wichtigsten Aspekte in gedrängter Form wiedergeben können, so daß manches nicht weitergehend erläutert, sondern nur angesprochen und also im Zweifelsfall zunächst als gegeben hingenommen werden kann und muß.

1.1 System und Umwelt

„Die folgenden Überlegungen gehen davon aus, daß es Systeme gibt.“⁹ Auf dieser Prämisse fußt Luhmanns Theorie sozialer Systeme, die er im Rahmen seiner Gesellschaftstheorie formuliert. Die Differenz von System und Umwelt bildet die Basisunterscheidung, auf der seine Untersuchungen zum System der Gesellschaft (und deren Systemen) aufbauen.

Die Unterscheidung bzw. Differenzbildung ist die grundlegende Operation des systemtheoretischen Denkens. Ob beobachtet, wahrgenommen, kommuniziert wird: Stets muß eine Unterscheidung getroffen werden zwischen etwas und etwas/allem

⁹ Niklas Luhmann: *Soziale Systeme. Grundriß einer allgemeinen Theorie*. Frankfurt a. M. 1987, S. 30. (Bei Wiederholung erscheint die Literaturangabe im folgenden als Kurztitel; Angaben ohne Autorennamen beziehen sich auf Titel Luhmanns.)

anderen.¹⁰ Die Systemtheorie Luhmanns ist daher auch als „differenztheoretisch“ zutreffend umschrieben.

Luhmann unterscheidet mechanische, lebende, psychische und soziale Systeme, wobei er den Fokus seiner Untersuchungen auf die letzteren beiden legt, da nur sie im Medium Sinn operieren (vgl. 1.2 *Medium und Form*; zur Differenzierung sozialer Systeme auch 1.5 *Gesellschaftsdifferenzierung*). Er bestreitet keineswegs, daß Bewußtseins- und Kommunikationssysteme etwa auf lebende Systeme angewiesen sind, es geht ihm jedoch darum, daß jedes System selbstreferentiell geschlossen funktioniert, so daß es als nicht kausal von der Umwelt determiniert betrachtet werden muß.

Ein System ist eine Kopplung von Elementen, die von der Struktur des Systems determiniert ist („Strukturdetermination“). Ausgehend von den Arbeiten des Biologen Humberto Maturana bezeichnet Luhmann selbstreferentiell geschlossene Systeme als „autopoietisch“. Autopoietische Systeme stellen die Elemente, die sie benötigen, durch ihre eigenen Operationen her, um dadurch wiederum ihre Funktionen fortzusetzen. Nahrung etwa muß vom Organismus erst in die für ihn verwertbare Form umgewandelt werden, das Gehirn verarbeitet externe Reize durch spezifische elektrochemische Vorgänge usw. Was für das System Element ist, muß vom System selbst bestimmt werden; es hat etwa in einem lebenden System eine andere Beschaffenheit als in einem Kommunikationssystem.¹¹ Durch die jeweils eigene Funktionsweise eines Systems schafft es eine operative Geschlossenheit. Damit ist auch die Systemgrenze operational zu bestimmen und nicht etwa materiell, was im Fall der Zellmembran zwar noch möglich wäre, nicht aber für Bewußtseins- und Kommunikationssysteme.

Die Umwelt ist das, vom Standpunkt des Systems aus betrachtet, ungeordnete Außen. Zwar kann das System die Umwelt beobachten, aber nur, indem es eine Unterscheidung trifft zwischen etwas in der Umwelt und allem anderen; d.h. ein System kann die Umwelt niemals als ganze in den Blick nehmen.¹² Die Beobachtung des Systems reduziert Umweltkomplexität und führt sie über in den systeminternen Umgang mit Außenreizen, der wiederum zu einem Aufbau von Eigenkomplexität des Systems führt; diese steht jedoch immer in einem asymmetrischen Verhältnis zur Umweltkomplexität.

Die Beobachtung definiert Luhmann als Einheit der Differenz von Unterscheidung und Bezeichnung: „Die Operation Beobachtung realisiert mithin die Einheit der Unterscheidung von Unterscheidung und Bezeichnung, das ist ihre Spezialität.“¹³ Mit dieser Definition ist die Systemreferenz nicht festgelegt; d.h. sowohl psychische Systeme als auch Kommunikationssysteme können beobachten. Der Begriff der Beobachtung unterläuft somit die traditionelle, an Materialität gekoppelte Subjekt-Objekt-Dichotomie.

¹⁰ Dies wird in den folgenden Abschnitten des Unterkapitels noch aufgenommen und präzisiert werden.

¹¹ Vgl. für lebende Systeme Humberto R. Maturana, Francisco J. Varela: *Der Baum der Erkenntnis. Die biologischen Wurzeln menschlichen Erkennens*. Bern, München 1987. – Literaturhinweise für die Ausführungen zu Luhmann werden in diesem Unterkapitel nur sporadisch gegeben, da die ‚basics‘ in jedem Buch Luhmanns zu finden sind und ansonsten jeder Satz mit einer Anmerkung zu versehen wäre.

¹² Systeme reduzieren die Umweltkomplexität durch Aufbau von Eigenkomplexität (Komplexitätsreduktion), wobei stets ein Komplexitätsgefälle zwischen Umwelt und System herrscht; vgl. in Kürze Niklas Luhmann: *Vorbemerkungen zu einer Theorie sozialer Systeme*. In: Ders.: *Aufsätze und Reden*. Stuttgart 2001, S. 7–30, hier S. 18ff. Ausführlicher: *Soziale Systeme*, Kap. 1.

¹³ Niklas Luhmann: *Die Kunst der Gesellschaft*. Frankfurt a. M. ³1999, S. 100.

Die Operation der Beobachtung wird von Luhmann wesentlich durch zwei Aspekte charakterisiert:

- Beobachtung als Unterscheidung bezweckt die Bezeichnung einer Seite der Unterscheidung (Beobachtung ist somit Formbildung [vgl. 1.2 *Medium und Form*]). Zugleich wird die andere Seite der Unterscheidung stets mitpräsentiert, „so daß das Bezeichnen der einen Seite für das operierende System zur Information wird nach dem allgemeinen Muster: dies-und-nicht-etwas-anderes; dies-und-nicht-das.“¹⁴ Dabei führt die Operation Beobachtung Unterscheidung und Bezeichnung zugleich aus, daher die *Einheit* der Differenz.
- Beobachtung ist motiviert durch rekursive Vernetzungen von/mit Gedächtnis (Vergangenem) und Anschlußfähigkeit (zu erwartendem Zukünftigem). Daher ist Beobachtung immer Operation eines Systems und kann nicht als singuläres Ereignis auftreten.

Luhmann unterscheidet zwischen Beobachtung erster und zweiter Ordnung. Beobachtung zweiter Ordnung ist eine Beobachtung, die wiederum Beobachtungen beobachtet. Dabei ist sie zugleich (als Operation der Beobachtung) stets auch Beobachtung erster Ordnung, mit den hierfür geltenden Möglichkeiten und Einschränkungen. Wissenschaft etwa, als eine Form der (Selbst-)Beobachtung von Gesellschaft, operiert auf der Ebene der Beobachtung zweiter Ordnung, und fragt von dort aus nicht *was*, sondern *wie* beobachtet wird.

Beobachtung vermag indes die eigene Operation der Beobachtung nicht zu beobachten; sie ist der „blinde Fleck“ der Beobachtung. Zwar kann dies in der Zeitdimension gelöst werden durch Beobachten der eigenen Beobachtung zu einem späteren Zeitpunkt (als Selbstbeobachtung, also zweiter Ordnung), aber auch diese Beobachtung kann ihr Operieren nicht beobachten (als Beobachtung erster Ordnung), so daß sich der blinde Fleck der Beobachtung nur verschieben, nicht aber aufheben läßt.

1.2 Bewußtsein und Kommunikation

Luhmann unterscheidet zwischen psychischen und sozialen Systemen, die jeweils autopoietisch geschlossene Einheiten bilden. Die operationelle Basis psychischer Systeme ist Bewußtsein, für soziale Systeme ist es Kommunikation.

Bewußtsein wird von Luhmann verstanden als Externalisierung von Selbstwahrnehmung, die aus der selbstreferentiellen Geschlossenheit des Systems resultiert; auch die Unterscheidung Selbstreferenz/Fremdreferenz ist ein re-entry, da die Unterscheidung zwischen ‚Selbst‘ und ‚Anderem‘ wiederum eine systeminterne Operation ist, die Anschluß auf der einen oder der anderen Seite finden kann.

Die Informationsgewinnung des Bewußtseins wird durch „Wahrnehmung“ geleistet. Diese Operationsweise wird sehr unspezifisch als Differenzbildung (ohne Bezeichnung, im Gegensatz zur Beobachtung) beschrieben, wobei auch imaginierte Selbstwahrnehmung eingeschlossen wird. Voraussetzung für die Ausbildung sozialer Systeme ist die Wahrnehmung, daß auch andere (psychische) Systeme wahrnehmen, wobei vom Bewußtsein der Umstand nicht mitreflektiert wird, daß die Außenwahrnehmung eine Form der Selbstwahrnehmung ist:

Es genügt, daß wir uns das Erstaunen darüber bewahren, daß man überhaupt etwas ‚draußen‘ sehen kann, obwohl man nur ‚drinnen‘ sehen kann.¹⁵

¹⁴ Ebd., S. 99.

¹⁵ *Kunst der Gesellschaft*, S. 14. Bezüglich der neurophysiologischen Grundlagen von Bewußtsein bleibt Luhmann absichtlich vage.

Im Gegensatz zur Kommunikation bezeichnet Luhmann Wahrnehmung als vergleichsweise ‚anspruchslöse‘ Form der Informationsgewinnung, da sie „nicht darauf angewiesen ist, daß sie als Information ausgewählt und kommuniziert wird.“¹⁶

Kommunikation operiert auf der Basis der Synthese dreier unterschiedlicher Selektionen, die nur in ihrer Einheit wirksam sind: Mitteilung, Information, Verstehen. Eine Kommunikation muß auf eine Mitteilung zugerechnet werden, damit sie sich vom an Kommunikation teilnehmenden Bewußtsein von bloßer Wahrnehmung unterscheidet, und zugleich eine Information beinhalten, wobei der Akzent der Kommunikation wahlweise mehr auf der Mitteilungs- oder auf der Informationsseite liegen kann (ohne aber die jeweils andere Seite vollständig eliminieren zu können). Das Verstehen ist der Anschluß an die kommunikative Operation, auch wenn es darin besteht, die Kommunikation zu beenden.¹⁷

Von besonderer Wichtigkeit ist die Selbstreferentialität von Bewußtseins- und Kommunikationssystemen, die jeweils allein auf der Grundlage ihrer eigenen Operationsweise weitere Operationen anschließen können. Das heißt: Nur Bewußtsein kann denken, nur Kommunikation kann kommunizieren.¹⁸ Das bedeutet wiederum nicht, daß Bewußtseins- und Kommunikationssysteme unabhängig voneinander existieren. Vielmehr sind sie im Vollzug ihrer Koevolution strukturell gekoppelt, wobei der Sprache eine exponierte Rolle zukommt.¹⁹

1.3 Medium und Form

Luhmanns Medium-Form-Konzeption (angelehnt an diejenige Fritz Heiders²⁰) geht von einer Kritik üblicher Definitionen des Medienbegriffs aus, die durch die zwei Aspekte „Vorstellung einer Vielzahl von Elementen und die Funktion des Vermittelns“²¹ charakterisiert seien, ohne daß ihr Zusammenhang klar werde.

Ein Medium setzt nach Luhmann Elemente voraus, die temporär gekoppelt werden und solchermaßen im Medium als unterscheidbare Formen erscheinen können. Ein Medium wird somit durch eine Differenz von loser und fester Kopplung seiner Elemente gekennzeichnet:

Wir müssen dann die Einheit dieser Unterscheidung als *Medium* bezeichnen, nennen die lose gekoppelten Elemente *mediales Substrat* und die festen Kopplungen (deren Außenseite jeweils das mediale Substrat ist) *Formen*.

Ein Medium [...] ist eine Unterscheidung (also selbst eine Form!), auf deren Innenseite Elemente fest und auf deren Außenseite Elemente lose gekoppelt sind.²²

Den hier angedeuteten Wiedereintritt der Form in die Form bezeichnet Luhmann nach George Spencer Brown als „re-entry“. Ohne an dieser Stelle näher darauf einge-

¹⁶ *Soziale Systeme*, S. 560.

¹⁷ Vgl. etwa Niklas Luhmann: *Was ist Kommunikation?* In: *Aufsätze und Reden*, S. 94–110.

¹⁸ Der Terminus ‚Denken‘ taucht bei Luhmann entweder in dieser Wendung oder im Zusammenhang der Untersuchung europäisch-traditioneller Ontologiesemantiken auf; im übrigen bleibt der Begriff eigentümlich dunkel und mag auf unbestimmte Weise ein Konglomerat von ‚Wahrnehmung‘ und ‚Beobachten‘ sein.

¹⁹ Vgl. etwa Niklas Luhmann: *Wie ist Bewußtsein an Kommunikation beteiligt?* In: *Aufsätze und Reden*, S. 111–136.

²⁰ Es wird allerdings diskutiert, ob Luhmann Heiders Konzept mißverstanden bzw. ‚produktiv verlesen‘ haben könnte.

²¹ Niklas Luhmann: *Die Politik der Gesellschaft*. Frankfurt a. M. 2000, S. 30.

²² Ebd., S. 31 (Hervorh. i. Orig.).

hen zu können, bleibt festzuhalten, daß Paradoxa in Luhmanns Theoriedesign nicht ein ausgeschlossenes oder zu vermeidendes Drittes, sondern einen intregalen Bestandteil darstellen.²³

Das Medium selbst ist nicht beobachtbar, sondern nur Formbildungen innerhalb des Mediums. (Mit dieser Feststellung lassen sich theoretische Unschärfen umgehen wie beispielsweise die Ineinssetzung von Macht und Gewalt; letztere ist nach Luhmann eine Form – von verschiedenen möglichen Formen – des Mediums Macht.) Allein die Formseite ist anschlussfähig, was aufgrund des temporären Charakters der Form zu ständiger (Re-) Aktualisierung von Formbildung zwingt. Das Medium hingegen ist zeitlich weitaus stabiler; es verbraucht sich nicht durch Formbildungen, wie sich etwa Sprache nicht durch die Formulierung von Sätzen verbraucht.

Das allgemeinste Medium, mit dem Luhmann Bewußtsein und Kommunikation von anderen Systemtypen unterscheidet, ist das Medium Sinn. Sinn ist zunächst die Differenz von Potentialität und Aktualität.²⁴ Jede Operation eines Systems geschieht als Formbildung im Medium Sinn, d.h. sie ist Selektion eines Bestimmten aus einer (nahezu) unbegrenzten Zahl von Möglichkeiten²⁵, wobei es auch hier zu beachten gilt, daß Aktualität und Potentialität als zwei Seiten der Form nicht unabhängig voneinander beobachtbar sind; erst die Aktualisierung bildet einen Verweisungsüberschuß auf Mögliches. Da die Unterscheidung aktuell/möglich selbst wiederum sinnvoll ist, handelt es sich auch bei Sinnoperationen um ein re-entry der Form in die Form:

Als operative Einheit aus Unterscheidung und Bezeichnung ist Sinn eine Form, die sich selbst enthält, nämlich die Unterscheidung von Unterscheidung und Bezeichnung. Eine Form ist letztlich eine Unterscheidung, die in sich selbst als Unterschiedenes wiedervorkommt.²⁶

Dabei wird der unbezeichnete Möglichkeitshorizont bei jeder Sinnoperation als Welt mitgeführt – die Welt (als Gesamtheit von Möglich- und Wirklichkeiten) ist also stets kopräsent und kann selbst nicht beobachtet werden, da sie nicht etwa von Nicht-Welt unterschieden werden könnte. Ein wichtiger Aspekt des Sinnmediums ist das Zeitmoment, denn es „erscheint die Aktualität dem System als momentane Gegenwart und, vermittelt über Selbstthematisierung, zugleich als (wie immer prekäre) Dauer.“²⁷ Die Zeitdimension von Sinn flexibilisiert die dinghafte Verfestigung der Sozialdimension.²⁸

²³ „Paradoxie ist dann aber nichts anderes als die Aufforderung, nach Unterscheidungen zu suchen, die for the time being so plausibel sind, daß man sie ‚unmittelbar‘ anwenden kann, ohne nach ihrer Einheit, nach der Selbigkeit des Unterschiedenen zu fragen.“ (Luhmann: *Die Kunst der Gesellschaft*, S. 159.) Zur Entparadoxierungsleistung und -notwendigkeit von Systemen vgl. zusammenfassend den Artikel *Paradoxie* in: Claudio Baraldi et al.: *GLU. Glossar zu Niklas Luhmanns Theorie sozialer Systeme*. Frankfurt a. M. 31999, S. 131–135.

²⁴ Vgl. ausführlich auch *Soziale Systeme*, Kap. 2.

²⁵ Der solchermaßen definierte Sinnbegriff siedelt den Unsinn auf der Innenseite von Sinn an; denn auch eine ‚unsinnige‘ Formulierung ist eine Selektion aus einem Möglichkeitsbereich und damit eine Operation im Medium Sinn, innerhalb dessen dann eine weitere Differenzierung nach Sinn und Unsinn getroffen wurde.

²⁶ Niklas Luhmann: *Die Gesellschaft der Gesellschaft*. Band 1. Frankfurt a.M. 1998, S. 57. Der Zusammenhang zu Beobachtung als sinnverwendende und -reproduzierende Operation wird hier deutlich.

²⁷ *Gesellschaft der Gesellschaft 1*, S. 51.

²⁸ Zu den drei Sinndimensionen (Sach-, Zeit- und Sozialdimension), auf die hier nicht weiter eingegangen werden soll, vgl. *Soziale Systeme*, Kap. 2.VI.

1.4 Kommunikationsmedien

Ausgehend von einer Theorieoption, die nicht das Perfektionsmodell eines zu erreichenden Idealzustands zugrunde legt, sondern von der Unwahrscheinlichkeit von Kommunikation ausgeht²⁹, benennt Luhmann drei Probleme, die nicht nur das Ankommen der Kommunikation beim Adressaten unwahrscheinlich werden lassen, sondern zugleich als „Schwellen der Entmutigung“ das Unterlassen von Kommunikationsversuchen bewirken können³⁰:

- i) Es ist zunächst unwahrscheinlich, daß jemand überhaupt versteht, denn der Kontext eines gemeinsamen Gedächtnisses, der weiteren selektiven Anschluß erlaubt, kann nicht ohne weiteres vorausgesetzt werden.
- ii) Mit zunehmender räumlicher und zeitlicher Expansion der Kommunikation über Systeme unmittelbarer Interaktion hinaus wird das Erreichen von Empfängern zunehmend unwahrscheinlich, da die Anwesenheit der Kommunikationsteilnehmer als intrinsischer Faktor der Aufmerksamkeitssicherung wegfällt.
- iii) Das Verständnis der Kommunikation allein sichert noch nicht ihren Erfolg, der bei Luhmann solcherart verstanden wird, daß „Ego“ die Selektivität (der Information) „Alters“³¹ annimmt und weitere Selektionen daran anschließt.

Annehmen als Prämisse eigenen Verhaltens kann dabei bedeuten: Handeln nach entsprechenden Direktiven, aber auch Erleben, Denken und weitere Kognitionen [v]erarbeiten unter der Voraussetzung, daß eine bestimmte Information zutrifft.³²

Analog zu diesen drei sich wechselseitig verstärkenden Faktoren der Unwahrscheinlichkeit von Kommunikation nennt Luhmann drei Typen von Kommunikationsmedien, wobei Medium im speziellen Fall der Kommunikationsmedien bedeutet: sämtliche Einrichtungen, „die der Umformung unwahrscheinlicher in wahrscheinliche Kommunikation dienen“³³:

- i) Die *Sprache* steigert das Verstehen von Kommunikation über eine bloße Wahrnehmung hinaus. Durch symbolische Generalisierung erlaubt sie es, Wahrnehmungen zu vertreten und damit auf einer allgemeinen Basis verständlich zu machen. Sie ist „darauf spezialisiert, den Eindruck des übereinstimmenden Verstehens als Basis weiteren Kommunizierens verfügbar zu machen“³⁴.
- ii) Die *Verbreitungsmedien* sind nicht deckungsgleich mit den sog. ‚Massenmedien‘, denn auch bereits Schrift und Buchdruck sind Verbreitungsmedien. Diese Medien erlauben es, die Kommunikation von der Anwesenheitssituation von Interaktionssystemen abzukoppeln und räumlich wie zeitlich flexibilisieren.³⁵ Aufgrund dieser Entkopplung der Kommunikation kommt es zu immensen Ausweitungen von Kommunikation und deren Gedächtnis, aber auch zu einer Steigerung ihrer Unwahrscheinlichkeit.

²⁹ Vgl. Niklas Luhmann: *Die Unwahrscheinlichkeit der Kommunikation*. In: *Aufsätze und Reden*, S. 76-93; weiterhin etwa *Vorbemerkungen zu einer Theorie ...*, S. 8ff.

³⁰ Vgl. *Unwahrscheinlichkeit der Kommunikation*, S. 78f.

³¹ Die Unterscheidung Alter/Ego bezeichnet bei Luhmann die (mindestens) zwei Teilnehmer der Kommunikation. Es bleibt zu beachten, daß hier nicht von Menschen/psychischen Systemen die Rede ist, sondern von Personen: externe Referenzen, die von der Kommunikation im Rahmen eines Erwartungshorizonts als Adressaten ‚personifiziert‘ werden; vgl. u. a. *Gesellschaft der Gesellschaft 1*, S. 106f., sowie hier bes. *Gesellschaft der Gesellschaft 2*, S. 621.

³² *Unwahrscheinlichkeit der Kommunikation*, S. 79.

³³ Ebd., S. 81.

³⁴ Ebd.

³⁵ Vgl. etwa *Gesellschaft der Gesellschaft 1*, Kap. *Schrift*.

iii) Während Sprache und Verbreitungsmedien eher quantitative Kategorien der Kommunikationsmedien darstellen, fügt Luhmann diesen noch einen dritten Typ hinzu, die *Erfolgsmedien*, die er im Anschluß an Talcott Parsons als *symbolisch generalisierte Kommunikationsmedien* bezeichnet.³⁶ Die symbolisch generalisierten Kommunikationsmedien (wie beispielsweise Geld, Liebe, Macht, Wahrheit) bieten im jeweiligen Spezialfall funktional äquivalente Lösungen zur Transformation unwahrscheinlicher in wahrscheinliche Kommunikation. Die funktionale Äquivalenz erklärt sich aus den Problemen der personalen und attributiven Zurechnung von Kommunikation. Die Selektivität Alters kann entweder als Handeln (selbstbezogen) oder als Erleben (umweltbezogen) zugerechnet werden. Die sich an Alters anschließende Selektivität Egos kann nun ebenfalls wiederum als Handeln oder Erleben beobachtet werden, so daß, wenn man unter attributionstheoretischen Gesichtspunkten das Wirken der Selektivität Alters auf die Selektivität Egos beobachtet, man zu folgenden Konstellationen gelangt³⁷:

	Egos Erleben	Egos Handeln
Alters Erleben	Ae > Ee (Wahrheit/Wertbeziehungen)	Ae > Eh (Liebe)
Alters Handeln	Ah > Ee (Eigentum/Geld/Kunst)	Ah > Eh (Macht/Recht)

Wie aus dem Schema ersichtlich wird, antworten die symbolisch generalisierten Kommunikationsmedien in attributionsbezogen spezifischer und doch funktional äquivalenter Weise auf die besonders durch Verbreitungsmedien sprunghaft angestiegene Unwahrscheinlichkeit von Kommunikation. Dabei präfigurieren die symbolisch generalisierten Kommunikationsmedien jedoch nicht nur mögliche Selektionen (unter Ausschluß anderer), sondern sie wirken zugleich selektionsmotivierend; anders gesagt: Die besondere Leistung der symbolisch generalisierten Kommunikationsmedien besteht in der Kopplung von Selektion und Motivation.³⁸

Ausgehend von diesen Bemerkungen lassen sich an dieser Stelle zwei Perspektiven gewinnen. Die eine ist Luhmanns Kritik an einer zu eng geführten Kommunikations- bzw. Medientheorie, die sich zumeist auf die Verbreitungsmedien stützt und die Erfolgsmedien außer acht läßt. Diese Kritik soll hier indes nicht weiterverfolgt werden. Die andere Perspektive ist der Zusammenhang von symbolisch generalisierten Kommunikationsmedien und der Bildung autonomer Funktionssysteme in der modernen Gesellschaft³⁹, welcher im nächsten Abschnitt etwas näher erläutert werden soll.

³⁶ Vgl. Niklas Luhmann: *Einführende Bemerkungen zu einer Theorie symbolisch generalisierter Kommunikationsmedien*. In: *Aufsätze und Reden*, S. 31–75.

³⁷ Das Schema ist entnommen ebd., S. 41.

³⁸ Vgl. Baraldi et al., *GLU*, S. 189ff.

³⁹ Die Genese der modernen Gesellschaft setzt Luhmann ungefähr ab der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts an. Bezüglich der Datierungsschwierigkeiten vgl. *Gesellschaft der Gesellschaft 2*, S. 707ff.

1.5 Gesellschaftsdifferenzierung

In seiner Theorie unterscheidet Luhmann die Gesellschaft von Organisationen und Interaktionen als Typen sozialer Systeme.⁴⁰ Die Gesellschaft ist das soziale System, das alle Kommunikationen in sich einschließt; es gibt folglich keine Kommunikation außerhalb der Gesellschaft. Die Struktur der Gesellschaft wird gebildet von ihrer primären Differenzierung in Teilsysteme (bei Luhmann auch: „Subsysteme“), die Kommunikation unter beschränkenden Bedingungen produziert.⁴¹ Ein Teilsystem bildet ein autonomes System innerhalb der Gesellschaft, die dann als (abgegrenzte) Umwelt des Teilsystems fungiert. Neben dieser System-Umwelt-Beziehung des Teilsystems sind innerhalb der Gesellschaft auch System-zu-System-Beziehungen zwischen den Teilsystemen zu beobachten, die durch strukturelle Kopplungen, Simultanoperationen mehrerer Teilsysteme, gewährleistet werden. (Eine Eheschließung etwa ist zugleich eine ‚Operation‘ zwischen zwei Liebenden als auch ein Rechtsakt und, in vielen Fällen, ein Vollzug im Rahmen einer religiösen Institution.) Es soll noch erwähnt werden, daß nicht alle gesellschaftlichen Kommunikationen an die Teilsysteme gebunden sind: „Auch eine hochdifferenzierte Gesellschaft kennt viel ‚freie‘ Interaktion.“⁴²

Mit dem Übergang zur modernen Gesellschaft im 18. Jahrhundert differenziert sich die vormals stratifikatorische zu einer funktional differenzierten Gesellschaft aus. Waren die Teilsysteme zuvor hierarchisch nach Schichten geordnet, bilden sich nun verschiedene Funktionsbereiche der Gesellschaft durch autopoietische Schließung als Teilsysteme der Gesellschaft und konstituieren die Struktur der modernen Gesellschaft. Damit ist nicht behauptet, daß hierarchische Differenzierungen nun nicht mehr in der Gesellschaft zu finden seien, sondern sie sind nun sekundär zu der primären funktionalen Differenzierung der Gesellschaft. Aufgrund der Komplexität der notwendigen Ausführungen zu Bedingungen, Genese und Konsequenzen der gesellschaftlichen Ausdifferenzierung soll hier auf weitere allgemeine Erläuterungen verzichtet werden⁴³; relevante Gesichtspunkte werden im folgenden ‚an Ort und Stelle‘ aufgegriffen und expliziert werden.

Aufgrund der zunehmenden Komplexität der gesellschaftlichen Kommunikation, die in der Neuzeit dann besonders durch den Buchdruck forciert wird, nimmt die Unwahrscheinlichkeit der Kommunikation, wie in Abschnitt 1.4 *Kommunikationsmedien* bereits beschrieben, ebenfalls zu. Der Ausbildung von Erfolgsmedien kommt dabei für die moderne Gesellschaft nicht die Funktion einer in der Gesellschaft von Fall zu Fall ‚frei flottierenden‘ Transformation von unwahrscheinlicher in wahrscheinliche Kommunikation zu, sondern:

Die Unwahrscheinlichkeiten des Kommunikationsprozesses und die Art, wie sie überwunden werden, regeln deshalb den Aufbau sozialer Systeme. So kann man den Prozeß der soziokulturellen Evolution begreifen als Umformung und Erweiterung

⁴⁰ Vgl. etwa das Schema in *Soziale Systeme*, S. 16.

⁴¹ Vgl. GLU, S. 63f. ‚Beschränkung‘ der Kommunikation bedeutet hier analog zu Foucault, daß erst aufgrund einer (im weitesten Sinn) institutionalisierten Limitierung der Möglichkeiten –die bereits erwähnte „Komplexitätsreduktion“ (vgl. Anm. 4) – Kommunikationen/Aussagen möglich sind. Reduktion von Möglichkeiten und Produktion von Aktuellem sind mithin zwei Seiten des gleichen Prozesses bzw. der gleichen Form. (Vgl. auch Abschnitt 1.3 *Medium und Form*.)

⁴² *Gesellschaft der Gesellschaft* 2, S. 598.

⁴³ Vgl. hierzu ausführlicher ebd., Kap. 4.

der Chancen für aussichtsreiche Kommunikation, um die herum die Gesellschaft ihre sozialen Systeme bildet [...].⁴⁴

Auf dieser Grundlage der Kooperation und Koevolution von verschiedenartiger Erfolgssicherung der Kommunikation und je spezifisch darauf eingestellten Teilsystemen der Gesellschaft ordnet Luhmann in der funktional differenzierten Gesellschaft jeweils ein Teilsystem und ein symbolisch generalisiertes Kommunikationsmedium einander zu (Geld als Medium der Wirtschaft, Wahrheit als das der Wissenschaft etc.). Nachdem sich die Erfolgsmedien im evolutionären Verlauf mit dem Übergang zur modernen Gesellschaft voll entwickelt haben, lösen sie die „Selbstkatalyse“ der heute beobachtbaren Funktionssysteme aus.⁴⁵

Jedes Teilsystem folgt in seinen Operationen (Beobachtungen) einer primären Kodierung, die durch sein Kommunikationsmedium vorgegeben ist. Kode bedeutet bei Luhmann in Anlehnung an biogenetische Konzepte eine Struktur mit der „Funktion einer Duplikationsregel“⁴⁶, d. h. jede Selektion im Kommunikationsmedium kann eine ‚positive‘ oder eine ‚negative‘ Fassung besitzen – anschaulich im Fall der Sprache: Jeder Ausdruck ist als Ja- oder Nein-Fassung möglich –, an die dann jeweils weitere Selektionen angeschlossen werden können:

Durch die Unterscheidung der beiden Codewerte gewinnt ein symbolisch generalisiertes Kommunikationsmedium aus jedem Ereignis und aus jeder Situation Information (etwas ist wahr oder nicht-wahr, man zahlt oder zahlt nicht etc.).⁴⁷

Auch wenn die Kontingenz der Selektionen erhalten bleibt, existiert jedoch „eine soziale Präferenz für einen der beiden Werte (den ‚positiven‘)“.⁴⁸

Die Kommunikationsmedien – und damit die gesellschaftlichen Teilsysteme, die auf ihrer Basis operieren – bieten also hinsichtlich ihrer ‚Optik‘ verschiedenartige, aber funktional äquivalente Lösungen des Problems, „reduzierte Komplexität übertragbar zu machen und für Anschlußselektivität auch in hochkontingenten Situationen zu sorgen“⁴⁹.

2. Die Kunst Luhmanns

Die folgenden Abschnitte sollen anhand der einschlägigen Primärtexte Luhmanns einen Überblick über dessen Kunstkonzeption im Rahmen der Theorie sozialer Systeme geben, wobei neben der *Kunst der Gesellschaft* eine Handvoll Aufsätze speziell zu diesem Thema zu berücksichtigen ist. Bereits die resultierende Textmenge von über 600 Seiten zwingt zu einer Verkürzung der Darstellung auf die zentralen Aussagen und Thesen, wohingegen auf weiterführende Argumentationsgänge allenfalls gelegentlich im Anmerkungsapparat verwiesen werden kann.

Als Vorbemerkung zu Luhmanns Konzept sei vorausgeschickt, daß seine Kunstanalysen auf der Theorie symbolisch generalisierter Kommunikationsmedien und dem evolutionären Konzept der Gesellschaftsdifferenzierung fußen. Der Vorteil dieser theoretischen Basis ist nach Luhmann die Vergleichbarkeit des Kunstsystems mit anderen Teilsystemen der Gesellschaft, deren Ausdifferenzierung in der modernen Ge-

⁴⁴ *Unwahrscheinlichkeit der Kommunikation*, S. 81.

⁴⁵ Vgl. Baraldi et al., *GLU*, S. 191.

⁴⁶ *Einführende Bemerkungen ...*, S. 36.

⁴⁷ Baraldi et al., *GLU*, S. 193.

⁴⁸ Ebd.

⁴⁹ *Einführende Bemerkungen ...*, S. 39.

sellschaft funktional äquivalente Lösungen der Unwahrscheinlichkeitssteigerung von Kommunikation bieten (vgl. auch die beiden vorhergehenden Abschnitte dieser Arbeit). Allerdings erfordert diese Analyseebene eine solch hohe Abstraktionslage, daß die einzelnen Bereiche des Kunstsystems nicht erfaßt werden, weswegen hier auf der Konkretionsebene analytische Defizite verbleiben.⁵⁰

2.1 Operation

Auch bei der Analyse des Kunstsystems ist die leitende Unterscheidung zunächst wieder diejenige zwischen psychischen und sozialen Systemen, bzw. auf operativer Ebene: zwischen Wahrnehmung und Kommunikation. Im Gegensatz zu anderen Sozialsystemen verfährt die strukturelle Kopplung von Wahrnehmung und Kommunikation jedoch nicht über Sprache, sondern über spezifische Wahrnehmungsgegenstände, die eigens zur (Kunst-)Kommunikation hergestellt werden. Durch den Verzicht auf Sprache – aber funktional äquivalent – und die Fokussierung auf Wahrnehmung integriert die Kunst Wahrnehmung und Kommunikation, macht also Wahrnehmung für Kommunikation verfügbar, was indes nicht bedeutet, daß es etwa zu einer Vermischung der Systeme käme:

Integration heißt ja nur: Gleichzeitigkeit (Synchronisation) der Operationen verschiedener Systeme und wechselseitige Einschränkung der Freiheitsgrade, die den Systemen von sich aus zur Verfügung stehen.⁵¹

Um dies zu gewährleisten, muß ein Kunstwerk von natürlichen Gegenständen aufgrund seiner Artifizialität und von anderen hergestellten Gegenständen durch die beobachtbare Differenz von Mitteilung (Selbstreferenz) und Information (Fremdreferenz) unterschieden werden. Mit der Verortung von Mitteilung und Information im Kunstwerk selbst unterscheidet Luhmann implizit Kommunikation *durch* Kunst von Kommunikation *über* Kunst, worauf noch einzugehen sein wird.⁵²

Das Kunstwerk muß also von einem Betrachter als von einem Handelnden gemacht erlebt werden, was der Attributionskonstellation von Alters Handeln und Egos Erleben entspricht (vgl. das Schema in Abschnitt 1.4 *Kommunikationsmedien*). Damit wird die Rollendifferenz von Künstler und Rezipient insofern relativiert, als beide das Kunstwerk beobachten, also analoge Operationen an ihm ausführen. Hinzu kommt eine Beobachtungsebene zweiter Ordnung für *beide* Seiten als Bedingung der Schließung des Kunstsystems, denn der Künstler beobachtet das Kunstwerk in der Hinsicht, wie künftige Rezipienten es beobachten könnten, und diese wiederum (einschließlich des Künstlers zu einem späteren Zeitpunkt) beobachten die Beobachtungen des Künstlers, die sie dem Kunstwerk zurechnen.⁵³ Mit dieser Umstellung von Kausalzusammenhängen (Künstler–Betrachter) auf Rollenkomplementarität unter dem Gesichtspunkt der Beobachtung distanziert sich Luhmann von traditionellen ‚Autorkonzepten‘. Zwar gibt es natürlich einen Unterschied zwischen dem Herstellen und Betrach-

⁵⁰ Dies räumt auch Luhmann ein. Vgl. etwa Niklas Luhmann: *Ist Kunst codierbar?* In: *Aufsätze und Reden*, S. 159–197, hier S. 159; des weiteren Ders.: *Das Kunstwerk und die Selbstreproduktion der Kunst*. In: Hans Ulrich Gumbrecht, K. Ludwig Pfeiffer (Hrsg.): *Stil. Geschichten und Funktionen eines kulturwissenschaftlichen Diskurselements*. Frankfurt a.M. 1986, S. 620–672, hier S. 620.

⁵¹ *Kunst der Gesellschaft*, S. 83.

⁵² Vgl. ebd., S. 40.

⁵³ Vgl. ebd., S. 115f. Aus dieser Argumentationslage heraus hebt Luhmann auch hervor, daß die Intention des Künstler auch von ihm selbst stets nur retrospektiv zugerechnet werden kann.

ten eines Kunstwerks, doch dieser liegt nicht in einem ‚Intensitätsgefälle‘ begründet, wie etwa die Unterscheidung aktiv/passiv nahelegen könnte, sondern vielmehr besonders in dem Umstand, daß die Selektionen, die der Künstler vornimmt, einmalig sind im Gegensatz zur und als Garant der wiederholbaren Rezeptionsbetrachtung.⁵⁴

2.2 Medien

Das Herstellen und Betrachten eines Kunstwerks erfordert Selektionen, also Formbildung. Dazu bedarf es eines Mediums, um aus dessen lose gekoppelten Elementen feste Kopplungen zu formen. Als Primärmedien dienen etwa Licht und Luft, und natürlich werden alle Operationen im Medium Sinn vollzogen.⁵⁵

Darüber hinaus schafft sich die Kunst eigene Medien. Anders als in anderen Funktionsbereichen der Gesellschaft scheint das nächstliegende Medium der Kunst, ihr ‚Grundmedium‘ gewissermaßen, zunächst das jeweils einzelne Kunstwerk zu sein. Die Herstellung eines Kunstwerks beginnt mit einer Unterscheidung, die eine Form schafft – also etwas bezeichnet unter Ausschluß von allem anderen –, welche alle weiteren Formbildungen innerhalb des Kunstwerks beschränkt und dadurch erst den Möglichkeitshorizont weiterer Formbildungen (Selektionen) schafft.⁵⁶ Diese erste Selektion gibt, anders gesagt, den ‚Rahmen‘ vor, in dem sich die weitere Herstellung des Kunstwerks bewegt. Hierzu ein konstruiertes Beispiel: Wenn ich ein Blatt zur Hand nehme und darauf schreibe „Es war einmal“, ist ausgeschlossen, daß es sich um ein Musikstück handelt (dort allenfalls ‚importiert‘ als Libretto); auch als Bild wäre es eine unwahrscheinliche Arbeit. Innerhalb der Textkünste scheinen die weiteren Arbeitsschritte in konstitutiver Weise (und sei es als Ausschluß, Distanzierung, Parodie) mit der Gattung Märchen verknüpft, wenn auch dieser Anfang noch nichts über den weiteren Verlauf des Texts besagt.

Eine Konsequenz dieser ersten Formfixierung als ‚Rahmen‘ des Kunstwerks ist die Duplikation der Wirklichkeit in eine reale und eine fiktive. Erst aufgrund dieser Unterscheidung einer fiktiven Wirklichkeit mit eigenen Ordnungsprinzipien kann die ‚reale‘ betrachtet und kritisiert werden, indem nämlich die als real ausgeschlossene Wirklichkeit wiederum als Medium (man könnte hier sagen: Sujet) in die eigendynamisch operierenden Kunstwerke zurückgeführt wird⁵⁷ – jetzt allerdings auf der Beobachtungsebene zweiter Ordnung. Aufgrund dieser Funktion der modernen Kunst⁵⁸, die Kontingenz der Wirklichkeit aufzuzeigen, bezeichnet Luhmann die Kunst auch als eine Art ‚Experimentierfeld‘ der dezentrierten, funktional ausdifferenzierten Gesellschaft:

Vielleicht ist es dann dieses Problem der ‚postmodernen‘ Polykontextualität von

⁵⁴ Vgl. ebd., S. 69.

⁵⁵ Die Medien Licht und Luft sind zum einen die bevorzugten Beispiele der an Fritz Heider angelehnten Medientheorie Luhmanns; zum anderen sind sie Primärmedien, insofern sie für das Zustandekommen von Kommunikation generell unerlässlich sind, eben deswegen aber noch nichts über das ‚Medienverhalten‘ einzelner Kommunikationssysteme besagen. (Vgl. allg. Baraldi et al., *GLU*, S. 58ff.)

⁵⁶ Vgl. *Kunst der Gesellschaft*, S. 65ff., 189. Dieses ‚Medienverhalten‘ des *Einzel*kunstwerks hat auch Konsequenzen für das Verhältnis von Kunstwerk und Kodierung, was hier indes nicht näher erläutert werden kann (vgl. ebd., S. 305f.).

⁵⁷ Vgl. ebd., S. 229ff., 452ff, sowie *Das Kunstwerk ...*, S. 624ff.

⁵⁸ Gewöhnlich beginnt die Moderne bei Luhmann mit der funktional ausdifferenzierten Gesellschaft, also ab der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts; ‚moderne Kunst‘ wäre demgemäß analog aufzufassen.

Selbstbeschreibungen, mit dem die Gesellschaft zunächst einmal auf dem Gebiete der Kunst experimentiert.⁵⁹

Ein weiteres Medium der Kunst, neben der Schaffung eines eigenen Ordnungsraums im Kunstwerk, ist die Sprache. Zwar wurde bereits gesagt, daß Kunst unter *Verzicht* auf Sprache kommuniziert, doch gilt dies lediglich hinsichtlich der üblichen Sprachverwendung. Während die Sprache im Normalgebrauch denotativ, also auf ein Anderes referierend verfährt, wird die Sprache in der Kunst konnotativ verwendet, d.h. daß die Referenz der Worte stets wieder auf andere Worte im Kunstwerk voraus- oder zurückverweist, wie man es beispielsweise am Gedicht prägnant beobachten kann. Damit korreliert die Selbstreferentialität des Sozialsystems Kunst und somit der Kunstgattung Literatur mit der Selbstreferentialität des Mediums. Anders ausgedrückt: Im Gegensatz zur Sprachverwendung außerhalb des Kunstwerks beschränkt sich der Verweisungshorizont der dichterischen Sprache stets wieder auf sich selbst.⁶⁰ Als zusätzliche Medien nennt Luhmann den menschlichen Körper etwa in bildender und darstellender Kunst, die Natur oder die Gesellschaft selbst⁶¹ – mit allen Einschränkungen, die für solche globalen Beobachtungen zu beachten sind und auf die noch zurückzukommen sein wird (vgl. auch *1.1 System und Umwelt*).

2.3 Funktion und Kodierung

Als Funktion betrachtet Luhmann die Art und Weise, wie ein Teilsystem in der Gesellschaft das Problem der Transformation unwahrscheinlicher Kommunikation in Wahrscheinlichkeit leistet. Damit ist Funktion kein Zweckbegriff, sondern ein Operationsbegriff.⁶²

Wie in jedem Teilsystem operiert das ihm zugehörige symbolisch generalisierte Kommunikationsmedium auch in Kunst auf der Basis eines fundamentalen Codes. Der Code ist ein binäres Schema (vgl. *1.5 Gesellschaftsdifferenzierung*), das allen Operationen eines Teilsystems zugrunde liegt. Damit ermöglicht sich die Gesellschaft die Kommunikation/Selbstbeobachtung unter einer bestimmten Perspektive, die für den jeweiligen Funktionsbereich maßgeblich ist. Die Kodierung hat den zweifachen Vorteil, daß sie einerseits einen ersten Strukturgewinn für die Operationen des Systems darstellt, unter Einbeziehung der Kontingenz von Kommunikation durch Zweierwertigkeit. Andererseits erleichtert sie das Kreuzen der Formgrenze innerhalb des Codes, da das System, um zum Gegenwert des Codes überzugehen, nicht die eigene Operationsstruktur verlassen muß.⁶³

Die Kodierung des Kunstsystems behandelt Luhmann im Fortschreiten seiner Theoriebildung unterschiedlich. In den Schriften der 80er Jahre hält er an dem Code schön/häßlich fest, gibt aber zu bedenken, daß aufgrund der Selbstdetermination des Kunstwerks die Leitdifferenz mit Passen/ Nichtpassen in Hinblick auf erfolgte Selektionen nicht zutreffender begriffen wäre. In der *Kunst der Gesellschaft* orientiert er sich für die eigene Analyse weitergehend an letzterer Differenz, wobei er Schönheit/Häßlichkeit eher der Selbstbeschreibung des Kunstsystems zurechnet; allerdings

⁵⁹ *Kunst der Gesellschaft*, S. 392; vgl. hierzu auch ebd., S. 498f.

⁶⁰ Vgl. ebd., S. 39ff. und bes. 199ff.

⁶¹ Vgl. Niklas Luhmann: *Das Medium der Kunst*. In: *Aufsätze und Reden*, S. 198–217, hier S. 207ff.

⁶² Vgl. etwa *Kunst der Gesellschaft*, S. 222ff.

⁶³ Vgl. *Ist Kunst codierbar?*, S. 160f.

ist nicht immer ersichtlich, welche Referenz er der Verwendung des jeweiligen Codeschemas zugrunde legt.⁶⁴

In dem Aufsatz *Ist Kunst codierbar?* nennt Luhmann fünf Voraussetzungen, damit der Kode seine Funktion erfüllen kann⁶⁵:

1. Durch Eliminierung von Problemlösungen muß die Wahrscheinlichkeit anderer erhöht werden und darf „nicht schlicht Gleichgültigkeit oder Ratlosigkeit“⁶⁶ hinterlassen. Hierbei gibt es keine für die Kunst einheitliche Lösung, sondern die Kunstarten unterscheiden sich durch ihre Art der Limitierung von Problemlösungsstrategien im Werk.

2. Das System benutzt generalisierte Symbole, um soziale und zeitliche „Differenz überbrücken und hinreichende Vorverständigung herbeiführen zu können.“⁶⁷ Die Symbolik distanziert sich von konkreten Wertbindungen; nicht die objektive Schönheit des Kunstwerks (dessen, was es darstellt), sondern die operative Schönheit überzeugt.

3. Die Differenz schön/häßlich muß die einzelnen Operationen steuern und zugleich einen zusammenfassenden Rückblick ermöglichen können, oder wie Luhmann es ausdrückt: „eine aggregierende Gesamtbewertung einzelner Kunstwerke im ganzen“⁶⁸.

4. Zwischen dem Codeschema, das als einer Operation zugrundeliegend nicht selbst beobachtbar ist, und dem Kunstwerk selbst muß es Stufen geben, die Luhmann als ‚Kunstdogmatik‘ bezeichnet, an anderer Stelle als Programm.⁶⁹ Programme sind Kriterien für die Zurechnung auf einen Kodewert, wie im Fall der Kunst Stilprinzipien, Kanonisierung etc.⁷⁰

5. Die Kunst wird reflexiv durch Darstellung ihrer Kodierung, also durch Anwendung des Codeschemas als Programm. Die Disjunktion schön/ häßlich bezieht sich dann nicht mehr auf außerkünstlerische Objekte, sondern auf die Formen des Kunstwerks selbst. Dies setzt eine Autonomie, eine autopoietische Schließung des Systems voraus.

2.4 Evolution und Ausdifferenzierung

Luhmann beschreibt die Ausdifferenzierung des Kunstsystems im Zusammenhang der funktionalen Differenzierung der Gesellschaft, die mit Beginn der Neuzeit einsetzt. Dadurch soll einsichtig gemacht werden, wie die Semantik der (Selbst-) Beschreibung von Kunst mit der Gesellschaftsstruktur korreliert.

⁶⁴ Vgl. ebd. sowie *Kunst der Gesellschaft*, bes. Kap. 5.

⁶⁵ Vgl. *Ist Kunst codierbar?*, S. 166ff.

⁶⁶ Ebd., S. 166.

⁶⁷ Ebd., S. 167.

⁶⁸ Ebd., S. 168.

⁶⁹ Vgl. *Kunst der Gesellschaft*, Kap. 5. sowie S. 366ff.

⁷⁰ Der Begriff des Programms ist insofern schwer zu greifen, als Luhmann trotz oder gerade wegen der Verschachtelung verschiedener Differenzen und Referenzen eine eindeutige Zuordnung des Programms zu verhindern scheint. Nimmt man beispielsweise die These, daß Kunstwerke sich selbst programmieren, bleibt die Frage, ob tatsächlich alle Kriterien der Kritik dem Kunstwerk selbst entstammen, und wenn nicht: woher sonst? Und welche Kriterien gibt es wiederum für die Kriterien? Sollten diese aber ‚selbstgenügsam‘ sein: Wie wird dies begründet? (Vgl. ebd., S. 328ff.; bezüglich der Funktion des Stils in Hinsicht auf Probleme des Programmbegriffs bes. ebd., S. 226ff., sowie *Das Kunstwerk ...*, S. 632ff.)

Im Mittelalter kommt der Kunst Luhmann zufolge noch eine rein ‚dienende‘ Funktion hinsichtlich der Religion zu. Ein erster Differenzierungsschub ist seit dem Spätmittelalter zu beobachten, als die Kunst einen neuen „Anlehnungskontext“⁷¹ im fürstlichen Mäzenatentum erhält, das in Italien unter Konkurrenzdruck der verschiedenen territorialen Herrschaften entsteht.⁷² Trotz der höfischen Gebundenheit erhält die Kunst in diesem Kontext größere Freiheiten als bisher.⁷³ So verlagert sich die Einschätzung eines Kunstwerks von handwerklichen Gesichtspunkten (Arbeitszeit, Materialwert) zum künstlerischen Können, womit eine Aufwertung des Künstlers und der schönen Künste allgemein einhergeht. Die gesellschaftliche Semantik der Rangdifferenzen führt bezogen auf die Kunst zu ihrer Ausgliederung aus der Zunftordnung und einer Eingliederung in die höfischen Verhältnisse. Zugleich entsteht der Bedarf nach neuen bzw. anderen Kriterien für Entscheidungen und Urteile bezüglich der künstlerischen Rangzuweisung, die im Verlauf der Selbstbeobachtung der Kunst mehr und mehr von ihr selbst formuliert werden.

Mit dem Niedergang der fürstlichen Patronageverhältnisse wechselt der Anlehnungskontext zum Kunstmarkt. Trotz der nun einsetzenden Marktabhängigkeit schafft diese weitere Freiheitsgrade und trägt zur Autonomiebildung der Kunst bei. Die Bindung des Wertes eines Kunstwerks an Künstler wird forciert, wie auch die Unterscheidung von Original und Kopie, die bis in die Gegenwart hinein ein Kriterium der Kunstbeobachtung bleibt. Zudem erfordert der Kunstmarkt abermals andere, unabhängige Kriterien für Kritik der Kunstwerke, gegen die sich dann die Kunst wiederum distanzieren kann durch Ablehnung externer, auf Öffentlichkeit gerichteter Kunstkritik, um sich einerseits von nun als oktroyiert empfundenen Rangfragen lösen und andererseits unter Aufwertung von Kunst als Kultur selbstbezogene Kriterien entwickeln zu können.⁷⁴ Daraus resultiert die zunehmende Ablehnung der Diskussion von Kriterien des guten Geschmacks und die Einsetzung der rein auf Kunst bezogenen Genie-Semantik, die zu Anfang in der Selbstbeschreibung noch von der philosophischen Ästhetik sekundiert wird.⁷⁵ Des Weiteren bewirkt die wirtschaftliche Anbindung der Kunst durch Nachfrage und *öffentliche* Kunstkritik eine zunehmende Unabhängigkeit von (höfischen) Interaktionen, was zur Folge hat, daß Kriteriensetzungen sich systemisch, also breitenwirksamer bemerkbar machen und nicht etwa durch Wechsel des Mäzens (und dessen Kunstkriterien) umgangen werden können.

Der dritte Evolutionsschub setzt zum Ende des 18. Jahrhunderts ein, als die gesellschaftliche Ausdifferenzierung der Funktionssysteme so weit fortgeschritten ist, daß

⁷¹ Vgl. *Kunst der Gesellschaft*, S. 256.

⁷² Es ist als problematisch anzumerken, daß Luhmann sich hier stets auf die italienische Renaissance bezieht, da in Spanien etwa das Patronagesystem deutlich früher zu beobachten ist, andererseits aber die religiöse Gebundenheit hier weitaus stärker als in Italien bleibt. (Mündliche Mitteilung Gabriele Hundrieser.) Es ist dies nur ein Symptom für die Schwächen einer so stark auf Grobstrukturen abzielenden Theorie sozialer Systeme.

⁷³ Gemäß des differenztheoretischen Ansatzes Luhmanns sind auch Abhängigkeit und Freiheit (im nicht extremen Fall) keine reziproken Ausschlußbegriffe, sondern sich wechselseitig bedingende Faktoren. Vgl. ebd., S. 254f.

⁷⁴ Eine ausführliche Untersuchung dieser Differenzierungsverhältnisse zwischen Kunst und nun als beengend empfundener externer Kritik hinsichtlich der Genese des literarischen Feldes in Frankreich findet sich anhand der Arbeit Flauberts und seiner Zeitgenossen bei Pierre Bourdieu: *Die Regeln der Kunst. Genese und Struktur des literarischen Feldes*. Frankfurt a.M. 2001.

⁷⁵ Zur Selbstbeschreibungsfunktion der philosophischen Ästhetik für die Kunst vgl. *Kunst der Gesellschaft*, S. 268f., 438ff.

gesamtgesellschaftliche Kriterien der Systeme ihre Plausibilität verlieren und Universalkompetenz im Fall der Kunst nur noch in der Kunst selbst postuliert werden kann, was Hegel etwa zum Diktum vom Ende der Kunst verleitet.⁷⁶ Die Kunst entledigt sich ihrer Anlehnungskontexte, und diese Autonomie erlaubt es der Kunst nun auch, theoretische Optionen in die Kunst hineinzunehmen und kunstintern zu operationalisieren. Damit löst sich die Selbstbeschreibung der Kunst von philosophischer Sekundanz (und damit auch von deren objektiven Wahrheitsansprüchen), als die sich die in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts entstandene Disziplin der Ästhetik verstanden hatte. Dies zeigt sich dann bei den Romantikern in der Aufwertung der (nun intern verstandenen) Kunstkritik oder im 20. Jahrhundert anhand der theoretischen Produktion künstlerischer Provenienz.⁷⁷

Parallel zu diesen gesellschaftsstrukturellen Veränderungen ändert sich auch die (Selbst-)Beschreibung der Kunst, was sich anhand semantischer Reflexionen des Verhältnisses von Selbstreferenz und Fremdreferenz in der Kunst, am ‚Referenzverhalten‘ ihrer Formbildungen ablesen läßt:

Die Nähe zur Religion läßt die mittelalterliche Kunst im Bereich des Symbolischen verbleiben. Das Kunstwerk stellt eine Einheit her zwischen dem Zugänglichen und dem Unzugänglichen vermittelt der Symbolkraft. Das unsichtbare Bezeichnete (Gott) ist im Symbol anwesend, wodurch das Kunstwerk hier noch der Magie verschwistert ist.⁷⁸ Allerdings setzt sich mit der behaupteten Zugänglichkeit zum Unzugänglichen das Symbol zunehmend dem Verdacht aus, bloßes simulacrum zu sein, was mit dem Vermeidungsgebot illusionärer Mittel korrespondiert.

Seit dem 16. Jahrhundert wird die Symbolfunktion zunächst von der Allegorie unterlaufen. Zwar (re-)präsentiert auch sie noch das Unsichtbare, nun jedoch mit deutlichem Bewußtsein seiner Äußerlichkeit. Die Abwesenheit des Bezeichneten wird dann vollends im Zeichencharakter der Kunst erfaßt. Damit einher geht die imitatio-Semantik, also das Gebot der erkennbaren Imitation von Natur im Kunstwerk, wobei die Selbstimitation mit der Unterscheidung Original/Kopie unterbunden wird, um die Invarianz des Bezeichneten durch Variation der Zeichen zu kompensieren.⁷⁹ Diese Umstellung der Semantik auf Zeichen⁸⁰ hat einen zweifachen Effekt: Zum einen vergrößert sie den künstlerischen Gestaltungsspielraum, indem sie auch ‚uneigentliche‘ Formen des Zeichengebrauchs zuläßt (Ironie etc.), zum anderen erlaubt sie eine

⁷⁶ Vgl. ebd., 269.

⁷⁷ Die kunstimmanente Verzahnung von theoretischen, programmatischen und poetischen Anstrengungen läßt sich anschaulich am Beispiel der reichlichen Manifestproduktion der historischen Avantgarde dokumentieren; vgl. hierzu Wolfgang Asholt, Walter Fähnders (Hrsg.): *Manifeste und Proklamationen der europäischen Avantgarde (1909–1938)*. Stuttgart, Weimar 1995. Auf die Bedeutung und Mitführung kunstinterner Theoriebildung unter Aspekten der Programmbildung weist Luhmann verschiedentlich hin; vgl. *Kunst der Gesellschaft*, S. 494, sowie *Ist Kunst codierbar?*, S. 165.

⁷⁸ Vgl. *Kunst der Gesellschaft*, S. 274.

⁷⁹ Foucaults Untersuchung der klassischen ‚episteme‘ anhand der repräsentativen Zeichenfunktion und der darauf fußenden funktionalen Äquivalenz der verschiedenen Disziplinen kann hier als Luhmann-analoge Analysestrategie nur erwähnt werden; eine eingehende Arbeit zu dieser Auffälligkeit steht nach wie vor aus. Zur Strategie Foucaults vgl. ders.: *Die Ordnung der Dinge. Eine Archäologie der Humanwissenschaften*. Frankfurt a.M. 151999.

⁸⁰ Zu einer analogen Analyse der Umstellung von Symbol auf Zeichen gelangt auch bereits Dagobert Frey: *Kunst und Sinnbild (1942/45)*. In: Ders.: *Bausteine zu einer Philosophie der Kunst*. Hrsg. v. Gerhard Frey. Darmstadt 1976, S. 113–211, hier bes. S. 192ff.

kunstspezifische Zugangsweise auf das Bezeichnete, die sich vom wissenschaftlichen Zugang und der Maßgabe wahr/falsch distanziert und so wiederum zur Autonomisierung der Kunst beiträgt.

Mit der Vollendung der autopoietischen Schließung am Ende des 18. Jahrhunderts wird denn auch der Zeichencharakter des Kunstwerks fragwürdig. Die Fremdreferenz verlagert sich ein weiteres Mal, diesmal vom imitierten Bezeichneten hin zur (unerreichbaren) Idee des Schönen als Einheit der Kunst, die in einem nunmehr säkularisierten, gleichsam selbstgenügsamen Symbolismus (dem als fiktive Ordnung innerhalb des Kunstwerks auch der ‚Realismus‘ zugerechnet wird) operationalisiert wird.

2.5 Zwischensumme I

Die bisherige Darstellung ließe sich beliebig erweitern durch Material oder detaillierte Argumentationsgänge: Es wären Ergänzungen möglich von Aspekten, die bei Luhmann eine nicht unwichtige Rolle spielen, etwa die Leistung der Kunst als Entfaltung (= Invisibilisierung) ihrer fundamentalen Paradoxien, wie sie Luhmanns Analyse zufolge jedem Funktionssystem zugrunde liegen. Weiterhin wäre ein genauer zu untersuchender Punkt die Rolle des Kunstwerks hinsichtlich beispielsweise der evolutionären Tendenz zu dessen Individualisierung seit der Renaissance. Und nicht zuletzt wäre mit Blick auf die eigene disziplinäre Referenz dieser Arbeit eine Sammlung der spärlichen Äußerungen Luhmanns zu einzelnen Kunsttypen möglich.

Dieser nicht realisierten Möglichkeiten ungeachtet läßt sich zusammenfassend eine Tendenz festhalten, die auch durch eine detailliertere Darstellung der Luhmannschen Kunstanalyse nicht relativiert oder aufgehoben wird. Die Analyse Luhmanns verfährt symptomatisch hinsichtlich der Funktion, welche die Kunst innerhalb der Gesellschaft bekleidet. Überspitzt gesagt: Er betrachtet bezüglich Kunst und Gesellschaft den ‚Normalfall‘ unwahrscheinlicher Kommunikation, während die Frage hier lautet, ob nicht die Aufgabe der Literaturwissenschaft (in ihrem Bereich) nun gerade darin liegen könnte, Ausnahmen zu dokumentieren und zu analysieren.

Luhmann gibt an einer Stelle den Hinweis, daß das Kunstmedium stets auch auf medienunabhängige Ressourcen zurückgreifen muß (eingebracht etwa durch Künstler oder Betrachter), um angesichts der Invarianzstruktur der Medienkodierung Variationsmechanismen zu garantieren.⁸¹ Als Beispiele nennt Luhmann:

Kein Machthaber wird allein deshalb Befehle erteilen, weil er sie durchsetzen kann. Ebenso wenig wird Wahrheit nur deshalb mitgeteilt, weil sie wahr ist. In gewissem Umfange hat Geld, zumindest in der bürgerlichen Gesellschaft, Tendenzen, ein motivational selbstgenügsames Medium zu sein. ‚Liebe um Liebe‘ und ‚l’art pour l’art‘ sind zwar Perfektionsmodelle motivationaler Selbstgenügsamkeit, aber mit sehr unterschiedlicher Berechtigung und Lebensdauer. Lediglich im Falle der Liebe scheint die kulturelle Vorschrift, nur um der Liebe willen zu lieben, erfolgreich durchführbar zu sein.⁸²

Wenn aber die Kunst nicht selbstgenügsam ist, wenn sie auf medienunabhängige Variationsfaktoren zurückgreifen muß: Wäre die Untersuchung dieser Variationsmechanismen nicht genau das Erfordernis, mit dem die Literaturwissenschaft – möchte sie nicht reine Literatursoziologie sein – umgehen und überzeugen muß?

⁸¹ Vgl. *Ist Kunst codierbar?*, S. 182f.

⁸² Ebd., S. 182.

In den folgenden Kapiteln wird die Diskussion um die Verwendbarkeit der Systemtheorie Luhmanns für die Literaturwissenschaft ausmachen müssen, ob und inwiefern der solchermaßen soziologisch ausgerichtete Zugriff auf Literatur diesen (und anderen) literaturwissenschaftlichen Anforderungen entsprechen kann.

3. Systemtheorie und Literaturwissenschaft

In diesem Kapitel sollen – nach einer kurzen Übersicht einschlägiger Texte zur Lage der Forschungsdiskussion – verschiedene und vieldiskutierte Versuche der literaturwissenschaftlichen Applikation systemtheoretischer Konzeptionen in ihren Grundzügen und ohne Vollständigkeitsanspruch kritisch dargestellt werden. Es gilt zu beachten, daß der leitende Referenzpunkt stets das Nutzenverhältnis von Systemtheorie und Literatur bleibt. Wenn auf dieser Grundlage verschiedene Ansätze kritisiert werden, soll diesen damit nicht generell ihr Nutzenwert abgesprochen werden. Anderweitige Verwendungsmöglichkeiten entsprechender Ansätze können jedoch im vorgegebenen Rahmen dieser Arbeit nicht weiter besprochen werden.

3.1 Zur Lage der Forschungsdiskussion

Die Rezeption der Systemtheorie Luhmanns in der Literaturwissenschaft beginnt in der zweiten Hälfte der 1980er Jahre, woraufhin sich in den 90er Jahren dann eine breit angelegte Diskussion entfaltet. Trotz des zunehmendem Umfangs ihrer Beiträge beschränkt sich die Debatte um Vorzüge und Nachteile systemtheoretischer Optionen für die literaturwissenschaftliche Arbeit größtenteils auf eine überschaubare Menge von Personen und Ansätzen, was die systematisierende Darstellung der gegenwärtigen Forschungs- und Diskussionslage erheblich erleichtert.

Darüber hinaus zeigen sich bereits seit den frühen 90er Jahren besonders innerhalb ihrer selbst Tendenzen einer Systematisierung der Diskussion. So finden sich besonders von Henk de Berg in regelmäßigen Abständen kommentierte Auswahlbibliographien.⁸³ Des weiteren versucht eine Reihe synoptischer Beiträge seit der zweiten Hälfte der 90er Jahre, eine Klassifikationsordnung in die bisherigen Adaptionensätze zu bringen.⁸⁴ Dies erweist sich aus arbeitsökonomischen Gründen für die vorliegende Arbeit als vorteilhaft. Es bringt jedoch auch die Notwendigkeit der genauen Sichtung von Gegendarstellungen mit sich, um nicht in die zu erwartende Falle der Autoren zu gehen, die ihre Überblicksdarstellung dafür nutzen, den eigenen Ansatz – in Abgrenzung zu anderen Modellen – als besonders erfolgversprechend herauszustellen.

⁸³ Vgl. *Auswahlbibliographie zum Thema Systemtheorie und Kunst*. In: Henk de Berg, Matthias Prangel (Hrsg.): *Kommunikation und Differenz. Systemtheoretische Ansätze in der Literatur- und Kulturwissenschaft*. Opladen 1993, S. 245–250; Henk de Berg: *Select Annotated Bibliography to Luhmann's Systems Theory and Its Applications in Literary Studies*. In: *Poetics Today* 16 (1995), H. 4, S. 737–741. Eine reichhaltige bibliographische Auswahl findet sich auch angeschlossen an den Beitrag von Oliver Jahraus, Benjamin Marius Schmidt: *Systemtheorie und Literatur Teil III. Modelle Systemtheoretischer Literaturwissenschaft in den 1990ern*. In: *IASL* 23 (1998), H. 1, S. 66–111, hier S. 105ff.

⁸⁴ Hier ist besonders die Reihe zu nennen: Georg Jäger: *Systemtheorie und Literatur Teil I. Der Systembegriff der Empirischen Literaturwissenschaft*. In: *IASL* 19 (1994), H. 1, S. 95–125; Claus-Michael Ort: *Systemtheorie und Literatur Teil II. Der literarische Text in der Systemtheorie*. In: *IASL* 20 (1995), H. 1, S. 161–178; Jahraus, Schmidt, *Systemtheorie und Literatur III*.

Schließlich und nicht zuletzt konnten aufgrund ihrer Aktualität und ihres Umfangs der unlängst erschienenen Habilitationsschrift von Oliver Sill⁸⁵ zahlreiche nutzbringende Hinweise entnommen werden.

3.2 Applikationsansätze

3.2.1 Empirische Literaturwissenschaft (ELW)

Die ELW stellt den frühesten Ansatz einer Adaption systemtheoretischer Optionen in den Bereich der Literaturwissenschaft dar und wird seit Mitte der 1980er Jahre besonders von Siegfried J. Schmidt und später modifiziert von der sog. ‚Siegener Gruppe‘ entwickelt.

Erkenntnistheoretisch fußt die ELW auf den Prämissen des Radikalen Konstruktivismus, demzufolge alle Erkenntnis- und damit Weltkonstitution eine Konstruktionsleistung des jeweiligen Beobachters ist; die Erkenntnisgegenstände und deren Ordnungsgefüge sind somit nicht gegebene Objekte und Relationen, sondern Kongnitionsleistungen eines beobachtenden Bewußtseins.⁸⁶

Hieraus erklärt sich ein erster fundamentaler Unterschied der Theorie sozialer Systeme, wie sie die ELW zugrunde legt, von der Systemtheorie Luhmanns. Während dieser, ausgehend von Talcott Parsons, streng zwischen den Systemreferenzen Bewußtsein und Kommunikation differenziert, schließt sich die ELW an eine andere Interpretation von Parsons an, wie sie besonders von Peter M. Hejl konzipiert wird.⁸⁷ Hejl definiert soziale Systeme als

eine Menge von Individuen, die a) die gleiche Wirklichkeitskonstruktion ausgebildet haben, sowie, damit einhergehend, eine Menge ihr zugeordneter Handlungen (die als angemessener Umgang mit dieser Wirklichkeit angesehen werden) und die b) mit Bezug auf diese Wirklichkeitskonstruktion interagieren[.]⁸⁸

Die Referenz dieses Modells sozialer Systeme ist also Bewußtsein und nicht Kommunikation, und dieser Bezug wird auch in der ELW beibehalten.

Schmidt zufolge differenziert sich im ausgehenden 18. Jahrhundert das gesellschaftliche Teilsystem Literatur⁸⁹ aus, das nach der Leitdifferenz literarisch/nicht-literarisch aus den gesamtgesellschaftlichen Aktivitäten ausgegliedert wird. Das als Handlungssystem begriffene Literatursystem umfaßt vier Handlungsrollen: Produzent, Vermittler, Rezipient und Verarbeiter (z.B. Literaturkritiker oder -wissenschaftler).⁹⁰ Als Systemgrenze dienen zwei ‚Makrokonventionen‘, an der alle Handlungen im Literatursystem explizit oder implizit orientiert sein müssen:

⁸⁵ Oliver Sill: *Literatur in der funktional differenzierten Gesellschaft. Systemtheoretische Perspektiven auf ein komplexes Phänomen*. Opladen 2001.

⁸⁶ Vgl. etwa Maturana, Varela, *Baum der Erkenntnis*; Baraldi et al., *GLU*, S. 100ff.

⁸⁷ Vgl. hierzu Jäger, *Systemtheorie und Literatur I*, S. 99ff. Hier finden sich auch Hinweise auf die bisweilen fragwürdigen biologistischen Wurzeln der in diesem Modell implizierten Kulturtheorie, das gelegentlich an allzu schematische traditionelle Natur-Kultur-Dichotomien erinnert.

⁸⁸ Zit. nach ebd., S. 99.

⁸⁹ Es scheint bislang noch keine eingehendere Untersuchung zu der Frage zu geben, ob Literatur ein Teilbereich bzw. -system der Kunst sei oder ein selbständiges Teilsystem der Gesellschaft (neben anderen autonomen Kunstsystemen?). Jedenfalls ist in der entsprechenden Literatur eine einheitliche Terminologie nicht auszumachen.

⁹⁰ Vgl. Sill, *Literatur in der funktional differenzierten Gesellschaft*, S. 60ff.

- „Die *Ästhetik-Konvention* besagt, daß derjenige, der im Literatursystem in bezug auf literarische Texte handelt, seine sprachlich-kognitiven Handlungen nicht primär nach Kategorien wie wahr/falsch oder nützlich/nutzlos ausrichtet, sondern sie solchen Bewertungen und Elaborationen unterzieht, die er subjektiv für poetisch relevant hält.“
- „Die *Polyvalenz-Konvention* besagt, daß Aktanten im Literatursystem die Freiheit besitzen, als literarisch eingeschätzte Texte so zu behandeln, wie es für *ihre* Bedürfnisse, Fähigkeiten, Motivationen und Intentionen optimal ist.“⁹¹

Bereits aus dieser kurzen Darstellung ist ersichtlich, daß nach Ansicht Schmidts in einer Theorie des Sozialsystems Literatur auf den Aktanten- bzw. Bewußtseinsbezug nicht verzichtet werden kann. Damit korrespondiert Schmidts Ablehnung des Autopoiesis-Konzepts für soziale Systeme, da Kommunikationssysteme für ihn nicht einen selbstreferentiellen Systemtypus bilden, sondern synreferentielle Organisationsstrukturen für simultan operierende Kognitionen.⁹² Daraus erklären sich auch zwei Kritikpunkte, die Schmidt gegen Luhmann erhebt: Zum einen wirft Schmidt Luhmann mangelnden Empiriebezug vor, da die Beobachtungspriorität nicht auf Kommunikation, sondern auf Handlungen liegen müsse. Zum zweiten bemängelt er das Fehlen eines klaren Organisationsbegriffs bei Luhmann, der das Verhältnis von Systemkomponenten zueinander und zum System regle.

Beiden Mängeln meint Schmidt über den in der radikal-konstruktivistischen Kognitionstheorie entwickelten Subjektbegriff abhelfen zu können: über die Annahme, dass Menschen (Subjekte) wegen der operationalen Geschlossenheit ihrer Gehirne erfolgreich nur auf der Basis einer Parallelisierung ihrer kognitiven Zustände – konkret: auf der Basis geteilter Wirklichkeitskonstruktionen und Handlungsregeln – interagieren können.⁹³

Der Ansatz der ELW, wie er von Schmidt entworfen worden ist, hat in der Folge einige Kritik auf sich gezogen, deren gewichtigere Aspekte nun summarisch aufgeführt werden sollen.

i) An die beiden letztgenannten Punkte der Kritik Schmidts an Luhmann schließt de Berg zwei Gegenkritiken an. Einerseits möchte er nicht einsehen, weswegen der Bezug auf Handlungen empirischer sein sollte als der auf Kommunikation. Zwar ist es richtig, daß Kommunikation interpretiert werden muß, aber dies gilt ebenso für Handlungen. Andererseits sieht de Berg in der Umstellung von einem autopoietischen zu einem konventionsbasierten Systembegriff einen Rückgriff auf ein statisches Modell von Gesellschaft, das implizit vom Differenz- zum Identitätskonzept gesellschaftlicher Ordnung zurückkehrt. Daraus resultiert bei Schmidt ein Ansatz, in dem die doppelte Kontingenz wechselseitig intransparenter Bewußtseinssysteme nicht wie bei Luhmann als Katalysator sozialer Systeme fungiert, sondern lediglich als Problem, das sozial zu überwinden sei.⁹⁴ In diesem Punkt nähert sich Schmidt der idealisierenden – und darüber hinaus normativen – Forderung einer konsensbasierten Kommu-

⁹¹ Beide zit. nach Jäger, *Systemtheorie und Literatur I*, S. 108. Im folgenden merkt Jäger kritisch an, daß diese Makrokonventionen auf Produktions- und Rezeptionshandlungen, nicht aber auf den Großteil Vermittlungs- und Verarbeitungshandlungen anwendbar seien (vgl. ebd., S. 108f.).

⁹² Vgl. ebd., S. 108f., sowie Sill, *Literatur in der funktional differenzierten Gesellschaft*, S. 62.

⁹³ Henk de Berg: *Kunst kommt von Kunst. Die Luhmann-Rezeption in der Literatur- und Kunstwissenschaft*. In: Ders., Johannes Schmidt (Hrsg.): *Rezeption und Reflexion. Zur Resonanz der Systemtheorie Niklas Luhmanns außerhalb der Soziologie*. Frankfurt a.M. 2000, S. 175–221, hier S. 198.

⁹⁴ Vgl. ebd., S. 198ff.

nikation an, wie sie Luhmann bereits in der Position Jürgen Habermas' kritisiert hatte.⁹⁵ De Berg schlägt statt dessen für die Analyse des Literatursystems vor,

dass man dessen Code nicht wie Schmidt mit historisch invariablen Makro-Konventionen, sondern wie Luhmann mit historisch variablen Programmen bzw. Poetiken verbinden muss. Nur so kann die Dynamik des Literatursystems in den Blick geraten.⁹⁶

ii) Die Bestimmung der Systemgrenzen über Makro-Konventionen hält noch einen weiteren Problempunkt bereit. Schmidt charakterisiert die Funktion von Literatur als

versuchte Überwindung der funktionalen Differenzierung und ihrer Folgeschäden für das Subjekt und die ‚bürgerliche Gesellschaft‘ in Richtung auf Identität durch Vermittlung eben der Dichotomien, an deren Ausdifferenzierung das Literatursystem selbst maßgeblich beteiligt war.⁹⁷

Die Literatur soll also dem Subjekt in einer differenzierten Gesellschaft gewissermaßen ein Exil der Einheitserfahrung bereitstellen. Ungeachtet eines Befunds über Richtigkeit oder Falschheit einer solchen These fragt Sill nach dem systemtheoretischen Mehrwert der Funktionsbestimmung Schmidts angesichts des Umstands, daß trotz unterschiedlicher theoretischer Rahmungen ähnliche Ergebnisse einer ‚Aura der Generierung‘ bereits in dem institutionsoziologischen Konzept Peter Bürgers formuliert worden waren.⁹⁸ Dieser hatte in den 1970er Jahren auf der Grundlage des Entfremdungsparadigmas in der Nähe zur ‚Kritischen Theorie‘ Literatur funktional als „Sachwalterin einer in der Lebenspraxis nicht mehr auffindbaren Humanität“⁹⁹ bestimmt und damit auf eine allein kritische Funktion festgelegt. Den Grund hierfür sieht Sill in dem Umstand, daß Bürger letztlich den der Theorie zugrunde gelegten geschichtsphilosophischen Basisprämissen mehr Beweiskraft zuerkennt als den empirischen Befunden der Primärtextlektüre.¹⁰⁰ Auf diesen Punkt wird in Abschnitt iii) zurückzukommen sein.

Die solchermaßen subjektbezogen definierte Funktion von Literatur korreliert mit der Polyvalenz-Konvention, die – Schmidt zufolge im Gegensatz zur Monovalenz- bzw. Tatsachen-Konvention aller anderen Sprachhandlungen in der modernen Gesellschaft – den Handelnden im Literatursystem die Möglichkeit eröffnet, „sich beim Umgang mit literarischen Werken auf eine Optimierung ihrer subjektiven Ausdrucks- und Erfahrungsmöglichkeiten zu konzentrieren.“¹⁰¹ Damit erwachsen der synreferentiellen Konzeption sozialer Systeme, und speziell des Literatursystems, ungeklärte Widersprüche, wie sie Jäger zusammenfassend formuliert:

Letztere [die Polyvalenz-Konvention] hat zur paradoxen Folge, daß die kognitiven Konstruktionen nur insofern konsensuell sind, als sie polyvalent sind. Handlungstheoretisch entspräche der Konvention polyvalenter Semiose nach je individuellen Dispositionen die Rolle einer Rollenfreiheit. Wie kann das Sozialsystem Literatur als synreferentielles System konstruiert werden, wenn (ästhetische) Literatur gleichzeitig zum ‚Ort der geistig, emotional und moralisch gleichermaßen entfalteten Subjek-

⁹⁵ Vgl. *Was ist Kommunikation?*, S. 103.

⁹⁶ De Berg, *Kunst kommt von Kunst*, S. 200.

⁹⁷ Zit. nach Jäger, *Systemtheorie und Literatur I*, S. 110.

⁹⁸ Vgl. Sill, *Literatur in der funktional differenzierten Gesellschaft*, S. 65f.

⁹⁹ Zit. nach ebd., S. 27.

¹⁰⁰ Vgl. ebd.

¹⁰¹ Zit. nach ebd., S. 63.

tivität [...] erklärt wird? Kann der ‚Differenzierungsparasit‘ Literatur über die Funktion der Entdifferenzierung [...] bestimmt und im gleichen Zug als Funktionssystem ausdifferenziert werden? Das Resultat ließe sich nur als Ausdifferenzierung der Entdifferenzierung und als Funktion der Funktionslosigkeit beschreiben. Damit repetiert Schmidt exakt die Paradoxien der klassischen Autonomieästhetik, wie sie Schiller auf den Punkt gebracht hat.¹⁰²

iii) Die im vorhergehenden Abschnitt angesprochene Vernachlässigung empirischer Daten, hier der literarischen Texte, führt zu der Frage nach dem (literarischen) Textverständnis der ELW.

Von Beginn an bestimmen stark anti-hermeneutische Akzente die ELW. Damit sind zunächst lediglich traditionelle Interpretationsverfahren wie ‚hermeneutische Einführung‘, Werkimmanenz oder Abstellen auf Autorbiographie und -intention kritisiert. Mit dieser Ablehnung traditionell hermeneutischer Verfahren geht die Absage an einen substantiellen Bestimmungsbegriff des literarischen Texts einher, da die Kriterien dafür, was ein literarischer Text sei, historisch fließend und variabel sind. Die Feststellung Gebhard Ruschs ist auch im Umkreis der ELW richtungsleitend:

Linguistische Poetik, Rezeptionsästhetik, Pragmalinguistik und Kognitionswissenschaft haben zu der Einsicht geführt, daß kein Text an und für sich literarisch ist. Texte werden vielmehr von den verschiedenen Akteuren im Phänomenbereich ‚Literatur‘ als literarisch produziert und rezipiert, angeboten und verkauft, kommentiert und kritisiert.¹⁰³

Diese durchaus nicht unplausible These führt indes bei der ELW zu einer unnötigen texttheoretischen Selbstblockade, wie Claus-Michael Ort es umschreibt.¹⁰⁴ Die Einsicht, daß Interpretationen bezüglich der Textreferenz nie erschöpfend als richtig oder falsch zu beurteilen sind, verleitet die ELW nicht zu einer interpretatorischen Beliebigkeit, sondern im Gegenteil dazu, daß sie jeder Form von Textauslegung die Wissenschaftlichkeit abspricht.

Mit dieser Haltung rückt die ELW, wie Sill konstatiert, in die Nähe altbekannter – und weitenteils überholter – Theoriehaltungen, wie sie empirisch-positivistische Ansätze à la Alphons Silbermann oder Hans Norbert Fügen bereits in den 1950er und 60er Jahren formuliert haben.¹⁰⁵ Der Anspruch auf Werturteilsfreiheit, wie er von positivistisch orientierten Positionen dieser Art vertreten wird, kann jedoch aufgrund der Unhintergebarkeit beobachtungsleitender Setzungen nur auf die Invisibilisierung solcher Urteile hinauslaufen und auf den Reflexionsverzicht eigener literarästhetischer Prämissen. Auch spätere Relativierungen und Zugeständnisse der ELW hinsichtlich des theoretischen Status literarischer Texte haben die Widersprüche nicht beseitigen, sondern nur verschieben können.¹⁰⁶

Der letztgenannte ist wohl der wichtigste von vielen, hier nicht aufzeigbaren Kritikpunkten an der ELW; zeigt er doch, daß dieser Ansatz weder einem genuin literatur- und also textwissenschaftlichen Anspruch, noch dem soziologischen Interesse an Kommunikationsanalyse genügen kann.

¹⁰² Jäger, *Systemtheorie und Literatur I*, S. 110.

¹⁰³ Zit. nach Sill, *Literatur in der funktional differenzierten Gesellschaft*, S. 67.

¹⁰⁴ Vgl. etwa Ort, *Systemtheorie und Literatur II*, S. 178.

¹⁰⁵ Vgl. Sill, *Literatur in der funktional differenzierten Gesellschaft*, S. 67ff., bes. S. 71f.; S. 19ff.

¹⁰⁶ Vgl. ebd., S. 72f.

3.2.2 Differenzlogischer Ansatz („Leidener Modell“)

Der differenzlogische Ansatz eines kommunikationsbasierten Textanalysemodells ist besonders mit den Namen Henk de Berg und Matthias Prangel verknüpft, die auf der Grundlage der Kommunikationstheorie Luhmanns eine „Reformulierung des Verhältnisses von Text, Kontext und Autorintention“¹⁰⁷ versuchen.

Ausgangspunkt ist Luhmanns Konzept von Kommunikation als Prozeß sinnhafter Selektionen, wobei jede aktuelle Selektion andere Selektionsmöglichkeiten ausschließt. Für den Leidener Ansatz liegt die Bedeutung dieser Konzeption in der radikalen Deontologisierung: „Das Bedeutende ist danach immer primär das in der aktuellen Rede Konstituierte, nicht das objektiv in der Welt Existierende oder das intersubjektiv Vorausgesetzte.“¹⁰⁸ Die Welt ist, so schließt de Berg an Luhmann an, immer die Einheit einer Differenz von Aktualisiertem und Möglichem und wird von Moment zu Moment durch Selektionen reorganisiert. An diese Überlegungen knüpft de Berg vier Schlußfolgerungen an¹⁰⁹:

- 1) Kein literarischer Text bildet eine Einheit, die sich werkimmanent erschließen läßt. Die semantische Identität erschließt sich nur über ihren Differenzcharakter.
- 2) Die Autorintention kann nicht als Bedeutungsdeterminante eines literarischen Texts betrachtet werden, da dies die Emergenz kommunikativer Differenzen unberücksichtigt ließe.
- 3) Die traditionelle literaturwissenschaftliche Forderung nach Kontextualisierung literarischer Texte verfehlt die historische Andersartigkeit der Texte, weil sie Text und Kontext de facto miteinander verschmilzt, ohne die spezifische Situierung des Texts im historischen Kontext herauszustellen.
- 4) Umgekehrt dürfen literarische Texte nicht als kontext- oder gar bedeutungsenthoben betrachtet werden. Sie bleiben stets an die Ausschlüsse, die ihre eigenen Selektionen erzeugen, an ihre ‚Negativfolie‘ (Prangel) gebunden:

Bedeutung entsteht also nicht erst in der Konfrontation von Texten und den an sie herangetragenen Kontexten ihrer Leser, sondern bereits über eine differenzielle Verankerung von Texten in ‚einer kommunikativen Konstellation, die der Textrezeption vorangeht‘ [...].¹¹⁰

Die sich anschließende Frage, ob die Annahme einer ‚vorverstandenen‘ Textbedeutung nicht eine Reontologisierung der Luhmannschen Kommunikationstheorie bedeute, begegnet de Berg mit der Antwort, daß Kommunikation zwar in der Tat erst durch verstehende oder mißverstehende Anschlußselektion zustande komme. Allerdings müßten auch Texte an sich eine Bedeutung haben, da sonst der Unterschied Verstehen/Mißverstehen sinnlos wäre.¹¹¹ An diese Überlegungen anschließend, formuliert de Berg programmatisch:

Der Literaturwissenschaft stell[t] sich somit die Aufgabe der Rekonstruktion der historisch-ursprünglichen Textbedeutung (das heißt des Kommunikationsangebots), der verschiedenen kunstsystemischen, also selbstreferenziell aktualisierten Bedeutungen und eventuell der verschiedenen fremdreferenziell aktualisierten Bedeutungen.¹¹²

¹⁰⁷ De Berg, *Kunst kommt von Kunst*, S. 189.

¹⁰⁸ Ebd., S. 190.

¹⁰⁹ Vgl. ebd., S. 191f.

¹¹⁰ Ebd., S. 192.

¹¹¹ Vgl. auch Jahraus, Schmidt, *Systemtheorie und Literatur III*, S. 85f.

¹¹² De Berg, *Kunst kommt von Kunst*, S. 193.

An gleicher Stelle fragt de Berg, einen diesbezüglichen kritischen Einwand vorwegnehmend, nach der Praxistauglichkeit dieses Ansatzes, möchte man nicht wieder auf traditionelle Text-Kontext-Modelle zurückgeworfen werden. Er gesteht zu, daß bisherige Anwendungsbemühungen dieses Problem eher umgangen haben, indem sie sich vorwiegend an der literarischen Produktion und somit an den beobachtungsleitenden Differenzen der Kommunikanden orientieren. „Damit sind sie de facto in die Nähe von sprechakttheoretischen Ansätzen geraten. Das ist insofern problematisch, als deren handlungstheoretische Orientierung systemische Aspekte eher ausblendet.“¹¹³ Das literatursoziologische Moment der Beschreibung des Sozialsystems Literatur bleibt also unterbelichtet. Sill problematisiert diesen Punkt besonders hinsichtlich des Umstands, daß die Existenz eines Sozialsystems Literatur im Leidener Modell axiomatisch vorausgesetzt wird.¹¹⁴

Der Leidener Ansatz hat sowohl bezüglich der differenzlogischen Konzeption als auch besonders hinsichtlich der Suche nach einer historisch-ursprünglichen Bedeutung Kritik erfahren. So fragen Oliver Jahraus und Benjamin Marius Schmidt etwa nach Durchführungsbestimmungen einer Rekonstruktion der Negativfolie, vor der sich ein literarischer Text konstituiert:

Kann denn der negierte Horizont in seiner gesamten Spannbreite so weit methodengeleitet verfügbar gemacht werden, daß er in seiner konstitutiven Funktion ausgenutzt werden kann? Bleibt das Differenzschema nicht letztlich doch nur ein Postulat?¹¹⁵

In puncto ursprüngliche Textbedeutung konstatiert Sill lakonisch, daß im Leidener Ansatz der Kenntnisstand von Intertextualitätstheorien unterboten werde, nach deren Erkenntnissen Textbedeutung nicht in einer einmaligen, zeitpunktfixierten Konstellation gründe, sondern in einer „Summe potenziell unendlich vieler semantischer Differenzen.“¹¹⁶ In diesem Zug beklagt denn Lutz Kramaschki auch das Fehlen der Einsicht, daß die differenzlogische ‚Pointe‘ der Kommunikationstheorie ebenfalls für die historischen Quellen gelte, die zur Analyse der Negativfolie herangezogen werden¹¹⁷, so daß es unmöglich sei, in diesem unendlichen Verweisungshorizont eine ursprüngliche Bedeutung festzulegen. Weiterhin sieht Kramaschki in der Suche nach einer ursprünglichen Textbedeutung die Ausschaltung bzw. Invisibilisierung des Beobachters und seiner notwendigen Blindstellen. Armin Nassehi betont bezüglich der irreflexiven Ereignisgegenwart des Beobachtens, die für jede (auch textuelle) Kommunikation vorausgesetzt ist:

Mein Vorwurf gegen de Berg richtet sich also nicht nur wie derjenige Kramaschkis und Sills dagegen, daß überhaupt nach einer quasi-objektiven Textbedeutung gesucht wird, sondern noch elementarer dagegen, daß mit der Annahme einer in einer Ereignisgegenwart schon bestehenden Identität des Textes gerade die theoretischen Potentiale dessen, was im systemtheoretischen Kontext der Begriff des Ereignisjetzt – ähnlich wie Husserls Urimpressionalität – impliziert, verloren gehen.¹¹⁸

¹¹³ Ebd.

¹¹⁴ Vgl. Sill, *Literatur in der funktional differenzierten Gesellschaft*, S. 79 (auch Anm. 28).

¹¹⁵ Jahraus, Schmidt, *Systemtheorie und Literatur III*, S. 86.

¹¹⁶ Sill, *Literatur in der funktional differenzierten Gesellschaft*, S. 81.

¹¹⁷ Vgl. ebd.

¹¹⁸ Armin Nassehi: *Die Zeit des Textes. Zum Verhältnis von Kommunikation und Text*. In: Henk de Berg, Matthias Prangel (Hrsg.): *Systemtheorie und Hermeneutik*. Tübingen, Basel 1997, S. 47–68, hier S. 56.

3.2.3 Funktionsorientierter Ansatz I (Unterhaltung)

Der Adaptionsansatz, den Niels Werber und Gerhard Plumpe vertreten, geht von der Frage nach der Funktionsspezifik des Literatursystems und der Kritik an Luhmann aus, der die philosophische – funktional betrachtet: wissenschaftliche – Ästhetik für die Analyse der Selbstbeschreibung des Kunst- bzw. Literatursystems heranzieht.¹¹⁹ Die Ästhetik müsse jedoch streng systemtheoretisch als Umwelt des Literatursystems begriffen werden, weshalb es (inklusive seiner Kodierung schön/häßlich) für die Selbstbeschreibung des Literatursystems nicht konstitutiv sein könne. Dem stellen Plumpe und Werber für das Literatursystem den Binärkode interessant/langweilig entgegen, welcher mit der von ihnen entwickelten Funktionsbestimmung von Kunst und Literatur korrespondiert:

Unsere Behauptung ist: die Funktion der Kunst ist es, zu unterhalten. Die Systembildung der Kunst ist zu beschreiben als Ausdifferenzierung von Unterhaltung vor dem historischen Hintergrund der Entstehung von Freizeit als einem gesellschaftlichen Problem ungebundener Zeit.¹²⁰

In der Folge, so Plumpe und Werber, entwickelt die immanente Logik des Systems eine Tendenz, das Interessante durch überraschende Selektionen noch interessanter machen zu wollen und somit alles Sagbare ins Extrem zu treiben. Für die Produktion von Neuem kann das System dabei entweder im System bereits Vorhandenes rekombinieren (Selbstreferenz) oder kommunikative Elemente der Umwelt selektieren und integrieren (Fremdreferenz). Im Zug der Themenimporte in die Literatur wird von der Literaturanalyse „die fundamentale Umstrukturierung der Teilsysteme, wie sie aus dem Übergang auf eine funktional ausdifferenzierte Gesellschaft resultieren, paradigmatisch nachverfolgt.“¹²¹

Dieser funktionsorientierte Ansatz, der systemtheoretisch Kodierungs- und Evolutionsaspekte kombiniert, wurde besonders in zwei Punkten stark kritisiert:

i) Sill stellt fest, daß der Versuch, mit dem Unterhaltungswert und der Leitunterscheidung interessant/langweilig die Binnenperspektive des Literatursystems zu bestimmen, nicht überzeugen kann, da er eine wertende Beobachtungsperspektive von außerhalb bleibt. Diese Funktionsbestimmung stößt in zwei Richtungen auf Widerspruch: Einerseits ist interessante Unterhaltung nicht allein eine Funktion der Literatur, sondern man erwartet sie „natürlich auch von Talkshows und Fußballspielen, von Diavorträgen.“¹²² Es eröffnet sich damit die Frage, worin die Spezifik des Literatursystems besteht, wenn sie ihre Funktion offenbar mit anderen Funktionsbereichen teilen muß. Andererseits erklärt der Ansatz Werbers und Plumpe nicht das Phänomen etwa der Trivialliteratur, die – unzweifelhaft der Unterhaltungsfunktion verpflichtet – eben nicht durch überraschende Neuerungen, sondern durch Orientierung an bewährten Schemata charakterisiert ist. Für Sill liegt der Schluß nahe:

Anders gewendet: ‚Überraschende Selektionen‘ als interessant zu bezeichnen, impliziert einen *bestimmten Literaturbegriff*. Verborgen hinter einer Terminologie, die sich den Anschein sachlicher Feststellung von Differenzen zu geben versucht, wird wieder

¹¹⁹ Vgl. Sill, *Literatur in der funktional differenzierten Gesellschaft*, S. 88f. Diese Kritik wäre indes noch einmal zu überprüfen, da m.E. dieser Punkt bei Luhmann wenn auch nicht zufriedenstellend, so doch differenzierter betrachtet wird, als man es bei Werber und Plumpe wiederfinden kann; vgl. *Kunst der Gesellschaft*, bes. S. 434ff.

¹²⁰ Zit. nach Sill, *Literatur in der funktional differenzierten Gesellschaft*, S. 91.

¹²¹ Jahraus, Schmidt, *Systemtheorie und Literatur III*, S. 81.

¹²² Siegfried J. Schmidt, zit. nach Sill, *Literatur in der funktional differenzierten Gesellschaft*, S. 91.

einmal ein dichotomer Literaturbegriff postuliert, der der alten Unterscheidung von ‚hoher‘ und ‚niederer‘ Literatur näher steht, als ihm lieb ist. Auf einen Nenner gebracht: Die Unterscheidung interessant/langweilig, so muss man wohl festhalten, ist signifikant mit Blick auf die literarischen Vorlieben des Betrachters; über das Spezifische aller literarischen Formen besagt sie nichts.¹²³

In der Konsequenz sieht Sill in diesem Ansatz lediglich eine folgenlose Bereicherung des ‚Arsenals konkurrierender Kodierungsvorschläge‘, worauf in Abschnitt 3.2.5 *Funktionsorientierter Ansatz II (Fiktionalität)* noch einzugehen sein wird.

ii) Problematisch an der Konzeption Werbers und Plumpes ist die einseitige Funktionsorientierung, in deren Folge Literatur nur gewissermaßen als Korrelat gesamtgesellschaftlicher Entwicklungen analysiert wird. Daher lobt de Berg Plumpes *Werther*-Interpretation¹²⁴ zwar als „höchst originelle Interpretation des Goethe’schen Erfolgsromans [...], die allerdings in methodologischer Hinsicht unbefriedigend bleibt“¹²⁵, da sie letztlich auf eine ‚Widerspiegelungsthese‘ von Gesellschaft und Literatur hinauslaufe.¹²⁶ Damit neigt dieser Ansatz dazu, in der Literatur lediglich einen Reflex auf Umwelteinflüsse zu sehen, was einer systemtheoretischen Bestimmung der Eigenleistungen des Literatursystems zuwiderläuft. Denn solchermaßen bleibt nicht nur der Leistungsaspekt der Literatur für andere Funktionsbereiche unberücksichtigt, sondern auch die einzelnen Kunstwerke können in ihrer bedeutungs- und identitätskonstituierenden Differenz zu anderen innersystemischen Positionen nicht hinreichend erfaßt werden:

Das schließt keineswegs die Möglichkeit aus, Kunst und soziostrukturelle Entwicklung zu korrelieren, wenn man Kunstwerke als kontingente Reaktionen auf Umweltentwicklungen (und nicht als deren Widerspiegelungen) betrachtet und sie außerdem als Reaktionen auffasst, die sich erst über eine Abgrenzung von anderen Systempositionen in ihrer Bedeutung zu profilieren vermögen.¹²⁷

Analog sehen Jahraus und Benjamin Schmidt dem Ansatz Plumpes und Werbers die Generalthese zugrunde liegen, daß sich soziale Strukturen über ein re-entry in literarische Strukturen und solcherart soziale Problematiken in ästhetische Semantiken¹²⁸ einschreiben: „Werbers Vorschlag läßt sich insgesamt als Vorschlag lesen, Immanenz (literarischer Kommunikation) als *re-entry* von Transzendenz (sozialer Strukturierung und historisch perspektivierter Entwicklung) zu begreifen.“¹²⁹ Für Jahraus und Schmidt stellt sich indes die Frage, ob angesichts der komplexen Kommunikationssituation in der modernen, funktional ausdifferenzierten Gesellschaft „die Welt als Umwelt des Textes und die dargestellte Welt des Textes nicht unüberbrückbar disso-

¹²³ Ebd., S. 92.

¹²⁴ Gemeint ist der Beitrag von Gerhard Plumpe: *Kein Mitleid mit Werther*. In: De Berg, Prangel (Hrsg.), *Systemtheorie und Hermeneutik*, S. 215–231.

¹²⁵ De Berg, *Kunst kommt von Kunst*, S. 188.

¹²⁶ Die teilweise hoch gelobten Arbeiten von Dietrich Schwanitz, die hier weiter keine Berücksichtigung finden können, verfahren mit einer ähnlichen Tendenz zur Suche nach Spiegelungen von systemtheoretischen Theorieoptionen der Beschreibung sozialer Systeme und deren Anwendung auf literarische Texte, wobei die Systemtheorie mehr als ‚Denkanstoß‘ denn als kohärenter Theorierahmen genutzt wird; vgl. ebd., S. 201f., ausführlicher auch Sill, *Literatur in der funktional differenzierten Gesellschaft*, S. 83ff.

¹²⁷ De Berg, *Kunst kommt von Kunst*, S. 188f.

¹²⁸ Jahraus, Schmidt, *Systemtheorie und Literatur III*, S. 81.

¹²⁹ Ebd., S. 83.

ziieren.¹³⁰ Eine reine Sozialgeschichte des Literatursystems verlöre also die kunstimmanente Spezifik der Textwelt aus dem Blick.

3.2.4 Bewußtsein und Kommunikation

Der im folgenden besprochene Applikationsansatz ist zunächst besonders von Claus-Michael Ort im Rahmen der sog. Münchener Forschungsgruppe erarbeitet worden. Daran schließen sich später Überlegungen von Oliver Jahraus und Benjamin Marius Schmidt an, die diesen Ansatz kritisch weiterverfolgt und in Richtung des Problembezugs Bewußtsein/Kommunikation gewendet haben.

Ein grundsätzliches Problem der literaturwissenschaftlichen Applikation systemtheoretischer Optionen ist allgemein die bisherige Unvermitteltheit der Analyse von sozialer Praxis und sozialen Strukturen einerseits und literarischen Semantiken andererseits. Auf der einen Seite die sozialen, auf der anderen die symbolischen Systeme – dies sind die beiden Beschreibungsebenen, die in bis dato geleisteten Adaptionsversuchen nicht integrativ betrachtet worden sind, weil der Umstand ihrer wechselseitigen Irreduzibilität in der Konsequenz zur Favorisierung der einen unter Vernachlässigung der anderen Seite geführt hat.¹³¹ (Die ELW verzichtet gänzlich auf Textanalyse, in anderen Modellen bleibt die gesamtgesellschaftliche Perspektive oft unterbelichtet.) Eine fruchtbare Applikation der Systemtheorie in der Literaturwissenschaft muß allerdings dem hier vorgestellten Ansatz zufolge die beiden wissenssoziologischen Zurechnungsachsen ‚Sozialsystem/soziale Praxis/Aktor‘ und ‚Symbolsystem/Diskurs/Text‘ integrieren können, mithin also auch mit semiotischen Analyse-*rastern* kompatibel sein.¹³²

Den Ausweg aus der ‚texttheoretischen Selbstblockade‘ der ELW sieht Ort in dem Theorieangebot der symbolisch generalisierten Kommunikationsmedien. Hier erscheint Literatur (scheinbar) paradoxerweise aufgrund ihrer Ausdifferenzierung in der Moderne als hochgradig unwahrscheinlich, so daß zu fragen ist, welchen selektiven Mechanismen sie *dennoch* ihren anhaltenden Erfolg verdankt.¹³³ Allerdings weist Ort auch auf Probleme im Zusammenhang mit Luhmanns Kommunikationskonzept hin, besonders darauf, daß die ‚mikro- und makrosozialen‘ Funktionsbestimmungen der Kommunikation bei Luhmann aufgrund der Abstraktionslage letztlich allein in der Bestandsfunktion kulminieren, also der durch das Autopoiesis-Konzept nahegelegten Erhaltung des Systems durch systemeigene Operationen, hier: Kommunikation. Ort kritisiert:

Eine Übertragung derartiger Modellannahmen etwa auf die Kommunikations- und Handlungsprozesse eines Sozialsystems Literatur hätte demnach wenig spezifische Erklärungskraft und könnte lediglich anhand literarischer Kommunikation und anhand des Sozialsystems Literatur erneut illustrieren, daß besonders unwahrscheinliche soziale Autopoiese und Kommunikation auch besonders erfolgreich ist.¹³⁴

Durch die im Fortgang der Theorie Luhmanns immer stärkere Logifizierung durch die Anlehnung am Formenkalkül Spencer Browns (vgl. auch Abschnitt 1.3 *Medium und*

¹³⁰ Ebd.

¹³¹ Vgl. Ort, *Systemtheorie und Literatur II*, S. 164.

¹³² Vgl. Jahraus, Schmidt, *Systemtheorie und Literatur III*, S. 95.

¹³³ Zu dieser Gedankenfigur bei Luhmann vgl. auch Abschnitt 1.4 *Kommunikationsmedien* dieser Arbeit.

¹³⁴ Ort, *Systemtheorie und Literatur II*, S. 169. Vgl. bes. für die Luhmann-Kritik auch die Anmerkungen der Seiten 168ff.

Form) sieht Ort die Gefahr, daß sich Luhmanns Theoriebildung letztlich im „differenztheoretischen Zelebrieren von Selbstreferenz und in den paradoxen Anwendungen binärer Unterscheidungen auf sich selbst (re-entrysts) erschöpft“¹³⁵.

Für das Verhältnis von Systemtheorie, Literatur und Literaturwissenschaft hält Ort demnach dreierlei fest¹³⁶: Zum einen müsse die Beziehung zwischen diesen drei Komponenten den theoretischen und empirischen Zugriff auf literarische Texte einschließen (dies gegen die ELW gerichtet). Zum zweiten empfiehlt Ort, für die literaturwissenschaftliche Nutzung von Angeboten aus der systemtheoretischen Soziologie und Wissenssoziologie eine Lockerung des Bezugs zur Luhmannschen Theorie, bis deren Konzeptionsprobleme bezüglich Kommunikation und Autopoiesis geklärt seien. Zum dritten solle seine Kritik nicht darüber hinwegtäuschen, daß bis dato auch Diskursanalyse und Semiotik zu den von ihm angesprochenen Problemen kaum Lösungen hervorgebracht hätten und „nur allzu oft jegliches interdisziplinäres Problembewußtsein vermissen lassen.“¹³⁷

Worin liegt für Ort nach dem nun der Anknüpfungspunkt an die Systemtheorie? Er liegt in dem genuin soziologischen Anspruch der Theorien Parsons' und dann Luhmanns. Diesen Anspruch sieht Ort in den kommunikationskonzeptuellen Ausführungen Luhmanns zwar verwässert, aber dennoch sei hier ausschöpfbares Potential vorhanden. Dies setzt allerdings eine ‚zeichentheoretische Nachrüstung‘ der Literaturwissenschaft voraus, da diese in der Luhmannschen Systemtheorie fehlt¹³⁸; sie ist jedoch Bedingung für eine Literaturwissenschaft, die nicht lediglich Systemtheorie auf Literatur applizieren möchte.¹³⁹ Eine systemtheoretisch orientierte Literaturwissenschaft kann also nach Ort nur soziale *und* Symbolsysteme integrieren, wenn sie als „eine Art ‚Super-Hermeneutik“¹⁴⁰ die Theorie sozialer Systeme mit einer den literaturwissenschaftlichen Bedürfnissen angepaßten Zeichen- und Texttheorie koppelt.

An diese Überlegungen knüpfen Jahraus und Benjamin Schmidt an. Sie greifen jedoch nicht auf das Konzept des ‚Wissens‘ als Scharnier zwischen Symbol- und Sozialsystem zurück, wie es Orts wissenssoziologische Orientierung diesem nahelegte.¹⁴¹ Vielmehr befinden sie die Aufrechterhaltung der Dichotomie von Symbol- und Sozialsystem für zu kurz gegriffen. Beide Ebenen lassen sich nämlich mit Luhmann als Dimensionen von Sinn begreifen: die Symbolebene als Sachdimension und die soziostrukturelle Ebene als Sozialdimension.¹⁴² (Vgl. auch Abschnitt 1.3 *Medium und Form*.) Diese Feststellung bietet den theoriestrategischen Vorteil, das bisherige unvermittelte Nebeneinander von semiotischen/textbezogenen und systemtheoretischen/kommunikationsbezogenen Ansätzen als einseitige Bevorzugung der jeweils korrelierenden Sinn-dimension zu verstehen, nicht aber als eine prinzipielle und unauflösbare Unvereinbarkeit beider Analyseebenen.¹⁴³

¹³⁵ Ebd., S. 170.

¹³⁶ Vgl. ebd., S. 170f.

¹³⁷ Ebd., S. 171.

¹³⁸ Diese Forderung findet sich im Anschluß auch bei Oliver Jahraus: *Unterkomplexe Applikation. Ein kritisches Resümee zur literaturwissenschaftlichen Rezeption der Systemtheorie*. In: *Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik*, 29 (1999), H. 113, S. 148–158, hier bes. S. 155f.

¹³⁹ Vgl. Ort, *Systemtheorie und Literatur II*, S. 172.

¹⁴⁰ Ebd.

¹⁴¹ Vgl. Jahraus, Schmidt, *Systemtheorie und Literatur III*, S. 95f.

¹⁴² Vgl. ebd., S. 99.

¹⁴³ Vgl. ebd.

Für Jahraus und Schmidt läßt sich hieraus eine weitere wichtige Konsequenz ziehen. Während die Semiotik einseitig auf die Referenzebene Bewußtsein und psychisches Verstehen abstelle und die soziologisch orientierte Literaturwissenschaft ebenso einseitig auf Kommunikation¹⁴⁴, biete die systemtheoretische Sinnkonzeption den Vorzug, beide Referenzbereiche im Verbund zu betrachten, da nach der Theorie Luhmanns sowohl psychische als auch soziale Systeme – auf jeweils spezifischer Operationsbasis – im Medium Sinn operierten.¹⁴⁵ (Vgl. auch Abschnitt 1.1 *System und Umwelt*.) Von hier aus bestimmen Jahraus und Schmidt „Literatur[,] als kommunikatives Interpretationsmedium in der Konkretisation schriftbasierter, literarischer Texte“, funktional als strukturelle „Kopplung zwischen Bewußtsein und Kommunikation in [bestimmter] medialer Konfiguration“¹⁴⁶.

Meiner Einschätzung nach weist dieser Ansatz von Jahraus und Schmidt besonders zwei Problempunkte auf, deren Darlegung in Ermangelung kompetenter Kritikquellen¹⁴⁷ hier auf eigene Verantwortung erfolgen muß.

i) Die Spezifik des Literarischen wird nicht deutlich. Laut Jahraus und Schmidt unterliege jeder Text dem Status einer kommunikativen Doppelung, insofern er – analog zur Differenz von Symbol- und Sozialsystem – einerseits Bestandteil und andererseits Gegenstand von Kommunikation sei:

Daran läßt sich eine nominalistische Bestimmung von Literatur nahtlos anschließen: Literatur bezeichnet – bezogen auf die Textreferenz – jene Teilmenge von Texten, die diese Ebenenverdoppelung, mithin den durch die [schriftliche] Substitution der Sprechsituation entstehenden Interpretationsspielraum systematisch ausnutzt und für ihre eigene Konstitution als Literatur funktionalisiert. Diesen Interpretationsbegriff vorausgesetzt, können wir auch sagen: Literatur ist ein kommunikatives und kommunikationsbasiertes Interpretationsmedium.¹⁴⁸

Diese Feststellung bezüglich literarischer Texte kann durchaus als plausibel hingenommen werden¹⁴⁹ – sie gilt jedoch nicht weniger etwa für wissenschaftliche Texte. Besagte kommunikative Verdoppelung gilt, das sagen auch Jahraus und Schmidt offen, für *jeden* schriftlichen Text.¹⁵⁰ Das einzige Differenzmerkmal zwischen literarischen und anderen Texten allerdings, das sich in der zitierten Bestimmung des Literaturbegriffs ausfindig machen läßt, ist die nominalistische Setzung. Mag man sie gelten lassen, enthebt sie jedoch nicht von der – dann ebenfalls nominalistischen – Bestimmung der Differenzkriterien zu anderen Textgattungen. Ein wenig polemisch zugespitzt ließe sich dieser Kritikpunkt formulieren: Die zitierte Definition von Literatur vermag nicht einmal den Unterschied zwischen einem literarischen Text und sich selbst zu erklären.

ii) Die Konzeption von Sprache – und weiterhin von symbolisch generalisierten Kommunikationsmedien – als Medium der strukturellen Kopplung von Bewußtsein

¹⁴⁴ Vgl. zu diesem Vorwurf auch Jahraus, *Unterkomplexe Applikation*.

¹⁴⁵ Vgl. Jahraus, Schmidt, *Systemtheorie und Literatur III*, S. 99.

¹⁴⁶ Beide Zitate ebd., S. 101.

¹⁴⁷ Auch die ansonsten sehr gründliche Arbeit Sills läßt eine kritische Auseinandersetzung mit dem Ansatz von Jahraus und Schmidt vermissen, ohne daß sich dafür Begründungen zumindest angedeutet fänden.

¹⁴⁸ Jahraus, Schmidt, *Systemtheorie und Literatur III*, S. 100.

¹⁴⁹ Sie sagt indes auch nichts Neues, denn daß Sprache und mithin Texte sowohl anderes als auch sich selbst thematisieren können und tatsächlich thematisieren, ist wahrlich keine unbekanntere Einsicht.

¹⁵⁰ Vgl. ebd.

und Kommunikation ist keine Entdeckung, die nicht bereits bei Luhmann schon integraler Bestandteil der Theorie wäre.¹⁵¹ Dies wird in der Rezeption gelegentlich ein wenig übergangen, weil Luhmann die Beobachtungsreferenz aus theoretischen Erwägungen bekanntermaßen eindeutig auf die Kommunikation beschränkt. Über die Tendenz zur Betonung des Bewußtseins vermittelt der Referenz des Symbolsystems Text droht der Ansatz von Jahraus und Schmidt die konzeptionellen Besonderheiten Luhmanns einzuebnen. Auch die Betonung, daß Bewußtsein systemtheoretisch konform nur als nicht weiter zugänglicher Referenzpunkt des Symbolischen diene¹⁵², klärt den Sachverhalt nicht weiter, denn wozu soll man sich stärker auf einen Referenzpunkt konzentrieren, von dem der eigene Theorieansatz besagt, er sei nicht beobachtbar?

Man kann die kommunikationstheoretischen Basisprämissen Luhmanns akzeptieren oder nicht, für beide Optionen ließen sich gute Gründe finden. Es wäre allerdings zu prüfen, ob der Ansatz von Jahraus und Schmidt – und vielleicht nicht nur dieser – nicht dazu tendiert, die Grundlagen der Theorie Luhmanns derart zu modifizieren oder gar aufzugeben, daß in der entstandenen Applikation Luhmann nur noch als ‚nominales Sediment‘ fungiert. Wozu aber diese Etikettierung, wenn der eigene Ansatz eine andere Richtung verfolgt und die Theorie Luhmanns – sicherlich überpointiert ausgedrückt – lediglich als terminologischen Steinbruch verwendet?

3.2.5 Funktionsorientierter Ansatz II (Fiktionalität)

Der Applikationsansatz Oliver Sills, der hier abschließend besprochen werden soll, basiert auf der These, die Kunstkonzeption Luhmanns beinhalte „zwei inkompatible Argumentationsketten, die auf zwei unvereinbaren Definitionen des Systems ‚Kunst‘ beruhen.“¹⁵³

Auf der einen Seite stehen die binäre Kodierung und deren konzeptionelle Probleme. Sill zeigt auf, daß die Beiträge Luhmanns zur Kunst in ihrer Abfolge einem Prozeß wachsender Verunsicherung entsprechen.¹⁵⁴ Hielt Luhmann zu Beginn der 1980er Jahre (vgl. Abschnitt 2.3 *Funktion und Kodierung*) noch an dem kunstleitenden Kode schön/häßlich fest, muß er zu Beginn der 90er Jahre bezüglich der Frage nach einem „übergreifenden binären Code“ konstatieren: „Das ist umstritten und wird häufig abgelehnt, besonders wenn man dafür die traditionsträchtigen Unterscheidungen von ‚schön‘ und ‚häßlich‘ anbietet.“¹⁵⁵ Und in der *Kunst der Gesellschaft* verlegt Luhmann dann die ästhetische Selbstbeschreibung der Kunst – in nicht ganz theoriekonformer Weise – in die philosophische Ästhetik; die Selbstbeschreibung der Kunst wird gewissermaßen ‚outgesourct‘.¹⁵⁶

¹⁵¹ Vgl. etwa *Wie ist Bewußtsein an Kommunikation beteiligt?*

¹⁵² Vgl. Jahraus, Schmidt, *Systemtheorie und Literatur III*, S. 103.

¹⁵³ Sill, *Literatur in der funktional differenzierten Gesellschaft*, S. 98.

¹⁵⁴ Vgl. ebd., S. 98f.

¹⁵⁵ Niklas Luhmann: *Weltkunst*. In: Ders., Frederick D. Bunsen, Dirk Baecker: *Unbeobachtbare Welt. Über Kunst und Architektur*. Bielefeld 1990, S. 7–45, hier S. 29. Weiterhin räumt Luhmann den Nachteil dieser Kodewertermine ein, daß sie „wie Direktiven oder Programme wirken, während der Sinn einer Codierung gerade darin liegt, dem System den Zugang zu *beiden* Werten [...] offen zu halten.“ (Ebd.) Zur Kode-Programm-Problematik vgl. auch Abschnitt 2.3 *Funktion und Kodierung* dieser Arbeit, bes. auch Anm. 21.

¹⁵⁶ Vgl. *Kunst der Gesellschaft*, S. 268f., 438ff., sowie Abschnitt 2.4 *Evolution und Ausdifferenzierung* dieser Arbeit.

Trotz aller Kritik an Luhmanns Konzept zur Kodierung der Kunst – auch durch „die durchgehenden Proteste des Systems selbst“¹⁵⁷ – kann Luhmann aufgrund des theorieleitenden Postulats der funktionalen Äquivalenz und der darauf gegründeten Vergleichbarkeit der Teilsysteme nicht davon ablassen. Und auch die Luhmann-Rezeption umgeht das Problem der Kodierung oftmals einfach dadurch, daß sie der Fülle der alternativen Kodierungsvorschläge einen weiteren hinzufügt, anstatt das Konzept grundsätzlich zu hinterfragen, was Lutz Kramaschki zu dem polemischen Resümee veranlaßt: „Diese Bestimmungsversuche des literatursystemischen Codes vermitteln den Charakter fröhlichen Rätselratens und einer spontanen Beliebigkeit“¹⁵⁸.

Sill geht jedoch noch weiter. Er deutet nicht nur an, daß das Modell einer ästhetischen Binärkodierung zu kurz greift angesichts der Pluralität alternativer Ansätze, die Anlaß zu der Frage gibt, ob nicht das Spezifische der Literatur darin liegen könnte, daß sie *keinem* binären Schematismus unterworfen sei.¹⁵⁹ Vielmehr zeigt er in einem kurzen Überblick, daß die ästhetische Leitdifferenz von ‚schön‘ und ‚häßlich‘ bereits seit ihren Anfängen im 18. Jahrhundert normativ konnotiert war, was sich auch in der Folgeentwicklung der philosophischen Ästhetik fortsetzte. Hinsichtlich der Kodierungsvorschläge Luhmanns und seiner Exegeten hält Sill demgemäß fest:

Insofern ergänzen Ansätze, die mit Unterscheidungen wie avantgardistisch/nostalgisch [Schwanitz] oder interessant/langweilig [Plumpe, Werber] operieren, die Geschichte normativer Ästhetiken nur um ein weiteres Kapitel. [...] Indem sie, nicht anders als Luhmann, auf wertende, unterschiedlichen Ästhetiken entlehnte Begriffe zurückgreifen, um in Form von ‚positiv/negativ-Codierungen‘ [...] das Spezifische aller Literaturformen zu fassen, geraten auch sie unweigerlich in jenes Dilemma, in dem sich die philosophischen Ästhetiken insgesamt befinden: Literatur zu beobachten auf der Grundlage normativer Zuschreibungen und Ausschließungspraktiken.¹⁶⁰

Der andere Konzeptionsstrang Luhmanns, den Sill als den anschlussfähigeren betrachtet, ist die Funktionsbeschreibung der Kunst für die Gesellschaft. Luhmann zufolge teilt das Kunstwerk die Realität in eine reale und eine fiktive Wirklichkeit, was ein beobachtungstechnischer Vorzug ist, insofern die ‚reale Wirklichkeit‘ – differenztheoretisch betrachtet – erst in Abgrenzung und im Unterschied zu einer fiktiven beobachtet werden kann. Diese Verdopplung der Realität leistet die Kunst (vgl. Abschnitt 2.2 *Medien*).

Sill knüpft nun zunächst an den Fiktionalitätsbegriff Wolfgang Iser an. Im Gegensatz zur tendenziell paradoxen Oppositionskonzeption Luhmanns bietet Iser Ansatz zur Fiktionalität eine ternäres Begriffsmodell an. Iser unterscheidet primär zwischen Realität und Imagination (Phantasie, Einbildungskraft etc.). Im Akt des Fingierens werden dann Realität und Imagination gleichermaßen wirksam, indem sie sich im Wechselspiel überschreiten.¹⁶¹

Mit anderen Worten: Imaginäres und Reales heben sich im Fiktiven des Textes wechselseitig auf. Die wiederholte Realität wird zum Zeichen für ein Imaginäres und das Imaginäre in der konkreten Gestalt des Textes vorstellbar als scheinbar Reales.¹⁶²

¹⁵⁷ Ebd., S. 310.

¹⁵⁸ Zit. nach Sill, *Literatur in der funktional differenzierten Gesellschaft*, S. 93.

¹⁵⁹ Vgl. ebd., S. 93f., 156.

¹⁶⁰ Ebd., S. 102f.

¹⁶¹ Vgl. ebd., S. 126ff.

¹⁶² Ebd., S. 129.

Die Konzeption des Fiktiven als Zusammenspiel von Realem und Imaginärem „entlastet von dem Anspruch, ‚als Lüge und Täuschung‘ [...] einen Gegensatz zur Realität bilden zu müssen.“¹⁶³ Zudem erlaubt sie nach Sill, die Spezifik der Literatur nicht – wie im Fall anderer Kommunikationsmedien – allein in der strukturellen Kopplung von Kommunikation und Bewußtsein (≈ Fiktionalitätsakt) zu sehen, sondern Literatur ermöglicht eine (durch das Kommunikationsmedium freilich operational überschneidungsfreie) Kopplung von Imaginationen.¹⁶⁴

Um die literarischen von lebensweltlichen Imaginationen und Fiktionen unterscheiden zu können, koppelt Sill Literatur an das Medium Schriftlichkeit. Allerdings stellt er, analog zu anderen literaturwissenschaftlichen Ansätzen, fest, daß die Literarizität eines Textes nicht an diesem selbst oder immanenten Merkmalen zweifelsfrei erkennbar sei, sondern die Definition dessen, was als literarisch (= fiktiv) beobachtet werde, sei an konventionalisierte Wahrnehmungsmuster gebunden.¹⁶⁵ Die historische Dimension der Analyse des Fiktionsbewußtseins zeigt, daß die Ausdifferenzierung des Sozialsystems Literatur eng mit der Entwicklung eines bestimmten Wirklichkeitsverständnisses und in diesem Zug der Unterscheidung real/fiktiv einhergeht, an der sich dann sowohl Literaturproduktion als auch -rezeption ausrichten. Erst wenn diese Beobachtungsunterscheidung selbst wiederum der Beobachtung ausgesetzt werde, so Sill, könne beispielsweise die bis heute weitgehend gültige Neuordnung der literarischen Gattungen systemtheoretisch erfaßt werden, was sowohl Luhmann als auch etwa Siegfried J. Schmidt versäumt hätten.¹⁶⁶

Sills Ansatz greift die systemtheoretische Konzeption eines autonomen Sozialsystems Literatur auf, modifiziert sie jedoch dahingehend, daß er im Gegensatz zu Luhmann die Autonomisierung des Literatursystems nicht als Freisetzung *für* eine spezifische Funktion konzipiert, sondern „als Freisetzung *von* allen unmittelbaren Funktionsanforderungen“¹⁶⁷, was wiederum der These korrespondiert, die Literatur folge keiner speziellen Leitdifferenz. Die Fundierung dieser These auf dem Fiktionalitätsmodell Iser erlaubt es Sill, den Literaturbegriff zu erweitern und sowohl als genuin fiktiv betrachtete Gattungen als auch sogenannte literarische Zweckformen unter den Begriff der Literatur zu fassen. Hierbei kann sich Sill auf umfangreichere eigene Forschungen zur Autobiographie stützen, wenngleich die Textbelege anderer literarischer Bereiche sehr knapp ausfallen.

Neben der Unterscheidung ‚künstlerischer‘ und ‚zweckgerichteter‘ Literatur wird auch eine Unterscheidung zwischen ‚hoher‘ und ‚trivialer‘ Literatur hinfällig, insofern die Konstellation ‚Reales–Imaginäres–Fingierung‘ noch nichts über die jeweilige Relation oder die inhaltliche Füllung besagt. Hier liegt allerdings die Gefahr, daß die begrifflichen Unklarheiten der rein kommunikationsbasierten Theorie Luhmanns ausgetauscht werden gegen einen Begriffsapparat, der sich, zumal durch Bezugnahme auf eher rudimentäre psychologische Modelle, in willkürlich anmutenden abstrakten Konzeptversuchen und Begriffskonfusionen verliert. Es sei exemplarisch eine Passage zitiert:

Wie oben bereits dargelegt, manifestiert sich nach Iser das Imaginäre in Wahrnehmungen und Vorstellungen, Tagträumen, Träumen und Halluzinationen. Das Bewusstsein trete erst dort auf den Plan, wo es darum gehe, das durch Willkürlichkeit

¹⁶³ Ebd., S. 128.

¹⁶⁴ Vgl. ebd., S. 189f.

¹⁶⁵ Vgl. ebd., S. 192f.

¹⁶⁶ Vgl. ebd., S. 212ff.

¹⁶⁷ Ebd., S. 249.

gekennzeichnete Imaginäre in den Dienst bestimmter Intentionen zu stellen. So seien es ‚Erinnerung, Wissen und gegebene Information‘ [...], die es erlaubten, der Vorstellung von Abwesendem und Nicht-Existierendem genauere Konturen zu verleihen. Die Vorstellung erscheint demnach als Produkt eines Zusammenspiels von Imaginärem und Erinnerung, wobei die Erinnerung, gepaart mit Wissen und Information, das Imaginäre überformt, begrenzt, vielleicht auch als dessen Gegenspieler fungiert.¹⁶⁸

An diese Passage schließen sich eigene Ergänzungen Sills an, die das Thema Erinnerung weiter differenzieren. Es stellt sich jedoch – mit Jürgen Fohrmann gesprochen – „das Gefühl ein, daß [in diesem Punkt] der gesamte Thesenaufbau ebenso notwendig wie beliebig ist.“¹⁶⁹ Die theoretischen Schwierigkeiten mit Bewußtseinsprozessen werden zwar bei Sill nicht ausgeblendet, wie Luhmann es zumeist handhabt, aber auch nicht befriedigend problematisiert.

Allerdings bieten die Ausführungen Sills noch eine Vielzahl von möglichen und vielversprechenden Anknüpfungspunkten, die hier nicht ausgebreitet werden können. Die künftige Forschungsdiskussion wird zu zeigen haben, welches Anschlußpotential das Modell Sills besitzt.

3.3 Zwischensumme II

Natürlich kann aufgrund der bisherigen Darstellung kein abschließendes und generelles Urteil über die bisherigen Adaption- und/oder Amalgamierungsansätze von Systemtheorie und Literaturwissenschaft abgegeben werden, auch wenn einige Hauptlinien deutlich geworden sein sollten. Neben den Kritikpunkten, die jeweils an entsprechender Stelle geäußert wurden, soll hier noch ein übergreifender Problembefund angesprochen werden, der sich auf den Umgang mit dem Primärmaterial, dem literarischen Texten bezieht.

Wie oben ausgeführt, verzichtet die ELW aus theoriegeleiteten Überlegungen heraus explizit auf die Analyse literarischer Texte. Andere Ansätze hingegen, besonders eher semiotischer Provenienz, betonen die Notwendigkeit der Auseinandersetzung mit dem Primärmaterial. Aber: *Beide* Pole der Diskussion leben gleichermaßen in weitgehender Abstinenz vom Bezugspunkt Literatur. Auch die via Selbstbeschreibung textanalytisch oder zumindest ‚praktisch‘ orientierten Ansätze zeichnen sich durch einen erheblichen Mangel an detaillierter Textarbeit aus. Exemplarisch sei hier auf den „vielversprechenden Versuch“¹⁷⁰ Ekkehard Manns verwiesen.

Mann untersucht die Rolle der Literatur in der DDR unter Verwendung eines systemtheoretisch fundierten Ansatzes. Seinen Ausführungen zufolge lasse sich die gesellschaftliche Struktur der DDR als Restratifizierung begreifen, in deren Folge alle Funktionsbereiche in die Hände der (sozialistischen) Oberschicht fallen.¹⁷¹ Mit der Ausbildung einer autonomen Literaturszene („Prenzlauer-Berg-Dichter“) differenziere sich ein selbstreferentiell geschlossenes Literatursystem aus, das gleichsam im Schnelldurchlauf die westeuropäische Entwicklung der modernen Literatur seit 1800

¹⁶⁸ Ebd., S. 143f.

¹⁶⁹ Jürgen Fohrmann: *Einleitung*. In: Ders., Harro Müller (Hrsg.): *Systemtheorie der Literatur*. München 1996, S. 7–17, hier S. 15.

¹⁷⁰ De Berg, *Kunst kommt von Kunst*, S. 194.

¹⁷¹ Vgl. Ekkehard Mann: ‚Dadaistische Gartenzwerge‘ versus ‚Staatsdichter‘. *Ein Blick auf das Ende der DDR-Literatur mit systemtheoretischer Optik*. In: De Berg, Prangel (Hrsg.), *Kommunikation und Differenz*, S. 159–182, hier S. 162ff.

und besonders der Avantgarde nachhole.¹⁷² Wie immer man diesen Ansatz und seine Stichhaltigkeit im einzelnen bewerten mag, stellt er nicht mehr und nicht weniger als den Versuch einer Sozialgeschichte der Literatur für die DDR dar. Ein Blick in den Anmerkungsapparat des hier zitierten Aufsatzes zeigt, daß neben der Sekundärliteratur ausschließlich nicht-literarische Texte einzelner DDR-Autor(inn)en verwendet wurden. Nun ist der Bereich der Literaturgeschichtsschreibung ein wesentlicher Bestandteil des literaturwissenschaftlichen Fachbereichs. Daß es nicht dessen einzige Aufgabe sein darf, das *Sozialsystem* Literatur zu analysieren, fordern nun auch verschiedene der hier besprochenen Applikationsansätze. Die pragmatischen Versuche, wie der Ekkehard Manns – andere ließen sich benennen –, bleiben indes hinter dieser Forderung zurück.

Die ‚texttheoretische Selbstblockade‘, die Claus-Michael Ort der ELW bescheinigt (vgl. Abschnitt 3.2.1 *Empirische Literaturwissenschaft*), scheint ein Problem (fast) aller Applikationsversuche zu sein. Dies mag zum einen daran liegen, daß das systemtheoretische Abstraktionsniveau – auf das Luhmann bereits ‚warnend‘ hinwies¹⁷³ – bisher immer noch nicht in angemessener Weise auf der Ebene konkreter Textarbeit integriert werden konnte.

Ein anderer Grund liegt meines Erachtens in dem bemerkenswerten Umstand, daß die Diskussion um die Theorie selbstreferentieller Kommunikation selbst in hohem Maß selbstreferentiell operiert.¹⁷⁴ Oliver Sill verweist in der Einleitung seiner Habilitationsschrift auf das Diktum Jean Baudrillards: „[A]lle Theorien flottieren und haben nur den Sinn, sich gegenseitig zuzuwinken.“¹⁷⁵ Sill wertet dies positiv, insofern sich im Gruß die Bereitschaft zur wechselseitigen Anerkennung äußere zwischen Gesprächsteilnehmern, „denen im Dialog bewusst ist, dass die verhandelte Sache nicht nur durch die eigene Position, sondern durch die Beiträge aller Unterredner repräsentiert wird.“¹⁷⁶ Offenbar wird – im gleichen Bild gesprochen – hier jedoch übersehen, daß im Fall der Literaturwissenschaft die ‚verhandelte Sache‘ kein stummes, sprachloses Objekt ist. Die bisweilen poststrukturalistisch anmutende Hexenjagd auf alle vermeintlich hermeneutischen Residuen in der eigenen Tätigkeit führt zur Vernachlässigung einer der wichtigsten Implikationen des Luhmannschen Kommunikationskonzepts, die sich analog auch bei Hans-Georg Gadamer findet¹⁷⁷: Verstehen bedingt Anschlußkommunikation, ist mithin ein dialogischer Vorgang. Das Aussetzen des ‚Dialogs‘ mit der Literatur, wie er in den dargestellten Applikationsansätzen zu beobachten ist, subtrahiert – systemtheoretisch formuliert – die Sachdimension des Verstehens. Die Ansätze verbleiben in einem sehr allgemeinen Bereich von (Literatur-)Soziologie, ohne sich den symbolischen Ordnungen der als literarisch beobachteten Texte nähern zu können.¹⁷⁸

¹⁷² Vgl. ebd., S. 170ff.

¹⁷³ Vgl. Anm. 50 dieser Arbeit.

¹⁷⁴ Dieser Umstand wird auch im Schlußteil wieder aufzugreifen sein.

¹⁷⁵ Jean Baudrillard: *Der symbolische Tausch und der Tod*. München 1991, S. 21, Anm. 3. Sills Datierung dieser Sentenz bezieht sich auf eine deutsche Ausgabe; tatsächlich stammt sie aus dem Jahr 1976.

¹⁷⁶ Sill, *Literatur in der funktional differenzierten Gesellschaft*, S. 11.

¹⁷⁷ Vgl. eindrücklich: *Die Kunst, unrecht haben zu können. Ein Gespräch mit Hans-Georg Gadamer*. In: Ingeborg Breuer et al.: *Welten im Kopf. Profile der Gegenwartsphilosophie. Band 1: Deutschland*. Darmstadt 1996, S. 105–115.

¹⁷⁸ Hier spielt sicherlich die systemtheoretische Angst vor quasi-ontologischen Setzungen im Zusammenhang mit Bestimmungen des Literarischen eine Rolle, was hier jedoch nicht weiter

Als tendenzielles Fazit dieses Kapitels ist festzuhalten, daß nach den bisherigen Ausführungen bis dato die Adaptionenversuche von Systemtheorie und Literaturwissenschaft noch um einiges davon entfernt sind, der auch und besonders aus literaturwissenschaftlicher Sicht berechtigten Forderung Bourdieus zu begegnen nach

Theorien, die sich weniger von der rein theoretischen Rivalität mit anderen Theorien nähren als von der Konfrontation mit immer neuen empirischen Gegenständen; Begriffe[n], deren Funktion vor allem darin besteht, generative Schemata epistemologisch kontrollierter wissenschaftlicher Praktiken in stenographischer Kürze zu bezeichnen.¹⁷⁹

Auch in der ‚Applikationsdiskussion‘ wird das Problem der übermäßigen theoretischen Selbstreferenz gesehen, weshalb man mit Ort feststellen müßte:

Textbezogenes Forschen könnte geradezu als empirischer ‚Selbstreferenz-Unterbrecher‘ der systemtheoretischen Modellbildung in der Literaturwissenschaft fungieren, anstatt immer weitere Argumente für deren selbstreferentielle Kurzschließung zu liefern.¹⁸⁰

Bislang ist es überwiegend bei dem Postulat geblieben.

An-Schluß: Die schöne Wahrheit

Es wurde in dieser Arbeit versucht zu zeigen, daß die bisherigen Versuche, systemtheoretische Optionen für literaturwissenschaftliches Arbeiten fruchtbar zu machen, hinter den – und vor allem ihren eigenen – Erwartungen zurückgeblieben sind. Der Grund hierfür dürfte, neben den an jeweils gegebener Stelle angemerkten Problemen, meines Erachtens besonders in den zu hoch gesteckten Geltungsansprüchen liegen, die wiederum in engem Zusammenhang mit der zutage getretenen ‚texttheoretischen Selbstblockade‘ stehen.

Die dargestellten Ansätze sind trotz eines expliziten Problembewußtseins vor allen Dingen bemüht, Kriterien zur Definition des Literarischen schlechthin zu finden. Die dabei frequentierte Abstraktionsebene verführt dazu, die Spezifik des einzelnen Texts und somit der genuin philologischen Arbeit aus dem Blick zu verlieren. Daraus resultiert dann im nächsten Schritt eine „einseitige Diät: man nährt sein Denken mit nur einer Art von Beispielen“¹⁸¹ – wenn überhaupt. Bezogen auf die literaturwissenschaftliche Arbeit der besprochenen Applikationsansätze, die sich zumeist in literatursoziologischen und -geschichtlichen Betrachtungen erschöpft, läßt sich demnach etwas zugespitzt die Kritik Wittgensteins an Augustinus’ Überlegungen zur Sprache übertragen:

ausgeführt werden kann. Es gilt allerdings zu bedenken, daß auch und gerade ein Ansatz, der jegliche ontologische Essenz negiert, nicht umhin kommt, Setzungen – mit welchem ontologischen Status auch immer – hinzunehmen und selbst zu vollziehen, denn daß Ordnung möglich ist, zeigt nicht zuletzt auch jeder Text, der die Möglichkeit von Ordnung problematisiert. Im übrigen ist Luhmanns Basisprämisse der Existenz von Systemen (vgl. *Soziale Systeme*, S. 30) ebenfalls eine Setzung, die indes von den Exegeten niemals ernsthaft in Zweifel gezogen wird.

¹⁷⁹ Bourdieu, *Die Regeln der Kunst*, S. 285.

¹⁸⁰ Ort, *Systemtheorie und Literatur II*, S. 178. Ort selbst stellt diese Forderung allerdings in einem anderen Zusammenhang.

¹⁸¹ Ludwig Wittgenstein, *Philosophische Untersuchungen*, § 593.

Augustinus beschreibt, könnten wir sagen, ein System der Verständigung; nur ist nicht alles, was wir Sprache nennen, dieses System. Und das muß man in so manchen Fällen sagen, wo sich die Frage erhebt: ‚Ist diese Darstellung brauchbar, oder unbrauchbar?‘ Die Antwort ist dann: ‚Ja, brauchbar; aber nur für dieses eng umschriebene Gebiet, nicht für das Ganze, das du darzustellen vorgabst. / Es ist, als erklärte jemand: ‚Spielen besteht darin, daß man Dinge, gewissen Regeln gemäß, auf einer Fläche verschiebt ...‘ – und wir ihm antworten: Du scheinst an die Brettspiele zu denken; aber das sind nicht alle Spiele. Du kannst deine Erklärung richtigstellen, indem du sie ausdrücklich auf diese Spiele einschränkst.¹⁸²

Es zeigt sich nun die Bedeutung der in der Einleitung zu dieser Arbeit eingebrachten Werkzeugmetapher von Theorien. Ihre beobachtungsleitende Funktion erfüllt eine Theorie angemessen nur im Vollzug der konkreten Anwendung, auch und vor allem am literarischen Text. Natürlich ist die Frage, wodurch sich ein literarischer Text denn bestimme, erlaubt und klärungsbedürftig, allerdings sollte sie nicht zur Endstation der analytischen Bemühungen werden. Auch hier zeigt bereits Wittgenstein – dessen Implikationen in der Literaturwissenschaft nie hinreichend zur Kenntnis genommen wurden, daß es in der Kette der Erklärungen keine letzte gibt: „Die Erklärungen haben irgendwo ein Ende.“¹⁸³ Man muß sich mit *Gebrauchs*definitionen bescheiden, und nicht zuletzt die Fülle unserer fachwissenschaftlichen Bibliotheken erweckt den Eindruck, daß dies bisher recht gut funktioniert hat. Die Absage an eine ontologische Letzterklärung (des Literarischen), die sich besonders die systemtheoretisch orientierten Ansätze zugute halten, scheint – trotz gegenteiliger Bekundungen, die einen bedeutenden Aspekt ihrer Selbstbeschreibung ausmachen – durch ihr Verharren in theoretischen Begriffserörterungen wieder in quasi-ontologische terminologische Forderungen umgeschlagen zu sein.

Daß es hingegen durchaus pragmatische Verwendungsmöglichkeiten systemtheoretischer Konzepte in der literaturwissenschaftlichen Arbeit geben kann, zeigt der Ansatz von Gabriele Hundrieser, der im folgenden kurz angesprochen werden soll.¹⁸⁴

i. Macht und Gewalt – Ein Fallbeispiel

In einem Aufsatz untersucht Gabriele Hundrieser Macht- und Gewaltverhältnisse in Heiner Müllers Lehrstücken *Philoktet*, *Der Horatier* und *Mauser*. Die Arbeit geht von der offenkundigen Omnipräsenz des Themas Macht und Gewalt im Werk Müllers aus, die sich sowohl bereits in dessen Selbstäußerungen als auch in zahlreichen diesbezüglichen Hinweisen der Sekundärliteratur niederschlägt. Es ist Hundrieser zufolge allerdings festzustellen, daß eine grundlegende Untersuchung zum Thema Macht und Gewalt bei Heiner Müller bislang noch ausstehe, ebenso wie eine klare Konzeption bezüglich der Termini Macht und Gewalt auf der Höhe heutiger Theoriebildung.¹⁸⁵ Analysestrategisch ist hervorzuheben, daß die Untersuchung ihren Ausgang nicht bei einem Theoriemodell ihren Ausgangspunkt nimmt, zu dem Müller als Belegbeispiel herangezogen wird, sondern bei der Irritation durch die Texte:

¹⁸² Ebd., § 3.

¹⁸³ Ebd., § 1.

¹⁸⁴ Ich beziehe mich hier auf den bald veröffentlichten Aufsatz von Gabriele Hundrieser: *Überlegungen zu Macht und Gewalt in Heiner Müllers Lehrstücken Philoktet, Der Horatier und Mausere*, den sie mir freundlicherweise vorab als Typoskript (24 Seiten) zur Verfügung gestellt hat. Der Aufsatz enthält einige zentrale Gedanken ihrer ebenfalls demnächst erscheinenden Dissertation zu *Macht und Gewalt im Werk Heiner Müllers*.

¹⁸⁵ Vgl. Hundrieser, *Überlegungen zu Macht und Gewalt ...*, S. 3ff.

Das dramatische Werk Heiner Müllers erscheint also geradezu prädestiniert für eine Untersuchung zum Thema Macht und Gewalt, seine Texte scheinen geradewegs dazu herauszufordern.¹⁸⁶

Von dieser Herausforderung durch die Texte ausgehend, wird dann anhand der Luhmannschen Theorieoptionen eine systemtheoretisch fundierte Präzisierung des Macht-/Gewalt-Begriffs vorgenommen, auf die hier im Detail nicht eingegangen zu werden braucht. Nach Hundrieser ist der Rekurs auf das Theoriekonzept Luhmanns zwar kontingent, aber keineswegs willkürlich, da sie im Anschluß an Dietrich Schwanitz Theaterstücke als besonders prägnante Simulationsmodelle gesellschaftlicher Kommunikationen begreift.¹⁸⁷ Die Lehrstücke weiterhin seien für eine Untersuchung besonders geeignet, „weil sie in der Tradition Brechts den Konflikt zwischen Individuum und Gesellschaft im abstrakten Modell ins Zentrum rücken“¹⁸⁸. Auf der Basis des systemtheoretisch reformulierten Macht- und Gewalt-Begriffs fördert die Textanalyse nun Ergebnisse zutage, die keine Neugewandung bekannter Forschungsmeinungen in systemtheoretischen Termini darstellen, sondern diesen bisweilen diametral entgegenstehen. Ein Beispiel:

In Müllers Lehrstück *Philoktet* ist das Verhalten der Figur des Odysseus in ihrem Bemühen, Philoktet zur Rückkehr ins griechische Heerlager zu bewegen/zwingen, „nicht selten als in erster Linie zynisches Machtkalkül verstanden worden, dem alle Moral untergeordnet zu sein scheint“¹⁸⁹. Hundrieser stellt nun heraus, daß man mit ebenso guten Gründen in diesem Zusammenhang im Gegenteil von einer Krise der Macht sprechen könne, insofern die Einflußmöglichkeit Odysseus' auf das Handeln Philoktets – also seine Macht – in dem Moment erlischt, als Philoktet zu verstehen gibt, er werde lieber die Sanktion (den Tod) in Kauf nehmen, als Odysseus' Ansinnen Folge zu leisten. Mit dieser Neuinterpretation kann Hundrieser methodisch und textbezogen kohärent ein zentrales Umkehrmoment der Handlung aufzeigen – Odysseus bietet seinen eigenen Tod an, die Machtverhältnisse verkehren sich –, das in der bisherigen Forschung oft übergangen wurde.¹⁹⁰ Darüber hinaus korrespondiert dieser Deutungsansatz der Äußerung Müllers, Odysseus sei die eigentlich tragische Figur im *Philoktet*, womit er sich gegen die Negativzeichnung der Figur in westdeutschen Inszenierungen des Stücks wendet.¹⁹¹

Wie bei jeder Analyse dieser Art stellt sich letztlich die Frage, inwieweit die Analyseergebnisse den ‚Texttatsachen‘ entsprechen oder in den Text hineingetragene Beobachtungskonstrukte darstellen. Diese Frage kann hier nicht beantwortet werden.¹⁹² Doch den Anspruch, Müllers Verständnis von Macht und Gewalt in demjenigen Luhmanns widerspiegelt zu finden, erhebt Hundrieser auch gar nicht. Als bedenkenswert und aussichtsreich ist hier vielmehr die konsequente Bidirektionalität der Beobachtungsverhältnisse festzuhalten: die ‚dialogische‘ Auseinandersetzung mit dem literarischen Text einerseits und die (Selbst-)Aufforderung an die Adresse der Wissen-

¹⁸⁶ Ebd., S. 3.

¹⁸⁷ Vgl. auch Dietrich Schwanitz: *Systemtheorie und Literatur. Ein neues Paradigma*. Opladen 1990, S. 99f.

¹⁸⁸ Hundrieser, *Überlegungen zu Macht und Gewalt ...*, S. 11.

¹⁸⁹ Ebd., S. 13.

¹⁹⁰ Vgl. ebd., S. 15.

¹⁹¹ Vgl. ebd., S. 14, Anm. 51.

¹⁹² Und es steht zu vermuten, daß die Unmöglichkeit einer diesbezüglichen Antwort einen nicht unwichtigen Aspekt der Überlebensfähigkeit der (Literatur-)Wissenschaft als Produktion von Anschlußkommunikationen ausmacht.

schaft andererseits, den eigenen Begriffshaushalt in Ordnung zu bringen. In diesem konkreten Fall – und mehr wird nicht beansprucht – schien die Systemtheorie die besten Optionen zu bieten.

ii. Ästhetische Zweitkodierung – Ein Projektvorschlag

Er beschäftigte sich mit detaillierten Unterteilungen und mit Regeln für die Beweisführung, die für jede Gelegenheit paßten. Sein Werk war von äußerster Trockenheit, hatte aber etwas Imponierendes an sich. Vielleicht gerade weil es trocken und schwierig war, fand es Anklang in den Schulen¹⁹³

Erscheint nach den Ausführungen dieser Arbeit die systemtheoretisch orientierte Analyse literarischer Texte noch als sehr problematisch, eröffnet die Systemtheorie meines Erachtens ein Nutzenfeld, das bisher so gut wie nicht in Erwägung gezogen wurde. Gemeint ist hier die Beobachtung der wissenschaftlichen Tätigkeit (i.e. Kommunikation), die Selbstbeobachtung, für die unter einem bestimmten Blickwinkel, der im folgenden skizziert wird, die Literaturwissenschaft prädestiniert scheint.

Luhmann bestimmt Wahrheit als symbolisch generalisiertes Kommunikationsmedium des gesellschaftlichen Funktionssystems Wissenschaft, mit der Leitdifferenz wahr/falsch.¹⁹⁴ Es läßt sich nun generell die Kritik formulieren, daß Luhmann sich allzu sehr auf die Teilsysteme der Gesellschaft konzentriert und dabei die strukturellen Kopplungen zu den jeweils anderen Funktionsbereichen vernachlässigt. Allerdings scheint es auch zu kurz zu greifen, wenn man bestimmte Phänomene allein über strukturelle Kopplungen zu erklären versucht. Um ein Beispiel zu geben:

Es genügt nicht, Wissenschaft als Kommunikationszusammenhang zu betrachten, in dem allein wahre und falsche Aussagen produziert, distribuiert und konsumiert werden. Man kann im akademischen Betrieb, also auf der Organisationsebene von Wissenschaft, ebenso ein weitläufiges, eng geknüpftes Netz von Machtverhältnissen beobachten. Um dies zu beschreiben, genügt es keineswegs, etwa auf Kopplungen mit dem Politiksystem zu verweisen, dem das symbolisch generalisierte Kommunikationsmedium Macht primär zugewiesen wird. Die Machtverhältnisse besitzen im Wissenschaftsbetrieb eine spezifische Qualität, die sich beispielsweise dadurch auszeichnet, daß Konkurrenzverhältnisse nicht offen zutage treten, sondern sich selbstbeschreibungskonform mit rationalen Kompensationssemantiken bemänteln müssen.¹⁹⁵ Machtverhältnisse im Wissenschaftsbereich entwickeln sich also auch nach internen Maßgaben, die irreduzibel auf andere Funktionsbereiche sind. Daher wäre es vielleicht sinnvoller, hier von einer Zweitkodierung der Wissenschaft durch Machtverhältnisse zu sprechen, wobei die theoretische Stichhaltigkeit dieses Begriffs hier zunächst als gegeben hingenommen wird.¹⁹⁶ Eine separate Untersuchung müßte hier ansetzen.

¹⁹³ M. L. Clarke: *Die Rhetorik bei den Römern. Ein historischer Abriss*. Göttingen 1968, S. 17. Clarke bezieht sich auf Hermagoras von Temnos; Ähnlichkeiten mit einem gewissen Soziologen sind rein zufällig.

¹⁹⁴ Vgl. Niklas Luhmann: *Die Wissenschaft der Gesellschaft*. Frankfurt a.M. 31998, bes. Kap. 4.

¹⁹⁵ Vgl. für die Philosophie als Teilbereich der Wissenschaft teilweise polemisch, aber materialreich Joachim Jung: *Der Niedergang der Vernunft. Kritik der deutschsprachigen Universitätsphilosophie*. Frankfurt a.M., New York 1997.

¹⁹⁶ Hier würde sich möglicherweise auch der freilich noch klärungsbedürftige Begriff des ‚Programms‘ (im Sinne Luhmanns) anbieten.

Es lassen sich nun aber auch andere Zweitkodierungen der Wissenschaftskommunikation beobachten. Eine von ihnen, die hier ins Zentrum des Interesses rücken soll, ist die ästhetische. Hier kann die Theoriearchitektur Luhmanns nicht nur Analysebegriffe liefern, sondern selbst als erstes Beispiel dienen. Im Zusammenhang einiger wissenschaftstheoretischer Überlegungen bemerken Andreas Dörner und Ludgera Vogt:

Dabei darf nicht verkannt werden, daß auch die ästhetische Attraktivität der Theorie und ihrer Vertextungen eine entscheidende Rolle spielen kann. Dies läßt sich etwa im Hinblick auf die erfolgreiche Durchsetzung der großen Systembauten eines Hegel oder Luhmann ebenso feststellen wie in bezug auf die oftmals geradezu mit poetischem Gespür lancierte Metaphorik bei Karl Marx.¹⁹⁷

Während Luhmann vorgeworfen wird, die Systemreferenzen nicht genau genug auseinanderzuhalten, und somit sein Konzept der Ästhetikkodierung für die Kunst bezweifelt wird, gerät er selbst in den Verdacht, ungewollt ein Beispiel zu geben für die (Zweit-)Kodierung der Wissenschaft – und eben nicht der Kunst – durch die Ästhetik: „Die systemtheoretische Rekonstruktion der Autonomisierung des Ästhetischen droht damit in eine Ästhetisierung der Systemtheorie umzuschlagen.“¹⁹⁸ Oder ein wenig konstruktiver:

Gerade hier könnte die Literaturwissenschaft etwas zur allgemeinen Systemtheorie beitragen, indem sie untersucht, ob nicht zunehmend der wissenschaftliche Code des Wahren und der künstlerische des ‚ästhetisch Guten‘ dazu tendiert, im gleichen Programm der ‚stimmigen Form‘ zu konvergieren – und wo dann die spezifische Differenz zwischen literarischem und wissenschaftlichem Text liegt.¹⁹⁹

Dieses Angebot an die Literaturwissenschaft, ihre textwissenschaftlichen Kompetenzen auf die Analyse der eigenen, also wissenschaftlichen Arbeit zu richten, sollte sie nicht ungenutzt verstreichen lassen. Der Vorteil der systemtheoretischen Fundierung einer solchen Analyse läge in der Kontrastierung des ästhetischen Phänomenbereichs innerhalb der Wissenschaft mit deren medien-spezifischer und semantischer Primärstruktur, ohne eine solche Untersuchung traditionell auf die wissenschaftliche Stilistik beschränken zu müssen. Anders formuliert: Welche Wahrheitsfunktionen besitzen genuin ästhetische Formen – im weitesten Wortsinn – in der wahrheitsgeleiteten Wissenschaftskommunikation? Die Antwort auf diese Frage wäre in einer weiterführenden Arbeit, etwa einer Dissertation, in Angriff zu nehmen. Vorab können hier nur erste und recht beliebige Beispiele des Betätigungsbereichs eines solchen Unternehmens angedacht werden:

1. Der postmoderne Theoretiker Jean Baudrillard treibt die Möglichkeit eines Wahrheitsanspruchs bis an ihre Grenze und oft auch darüber hinaus. Es geht ihm auch gar nicht darum, wahrheitsfähige Aussagen zu produzieren, sondern er spielt mit verschiedenen Versatzstücken des wissenschaftlichen Diskurses, zumeist, um sie gegen sich selbst zu wenden. Dabei spricht Baudrillard davon, seine Theorien seien – unge-

¹⁹⁷ Andreas Dörner, Ludgera Vogt: *Kulturosoziologie (Bourdieu – Mentalitätsgeschichte – Zivilisationstheorie)*. In: Bogdal (Hrsg.), *Neue Literaturtheorien*, S. 134–158, hier S. 150.

¹⁹⁸ Ort, *Systemtheorie und Literatur Teil II*, S. 177.

¹⁹⁹ Jahraus, Schmidt, *Systemtheorie und Literatur Teil III*, S. 75. Vgl. eine ähnliche Tendenz bei de Berg: *Kunst kommt von Kunst*, S. 207ff., der jedoch schon deutlicher die ästhetische Kodierung als Konstrukt der Wissenschaft ausweist.

achtet ihrer Anschlüsse in der Wissenschaft – ‚Theorie-Fiktionen‘.²⁰⁰ Doch nicht nur auf der inhaltlichen Ebene, sondern auch auf der formalen Ebene der Argumentationsstrategien finden sich ästhetische Verfahrensweisen wieder. Die Kritik Baudrillards an der Arbeit Foucaults²⁰¹ ist hierfür ein geeignetes Beispiel, zeigt sie doch, wie sich zwei Argumentationsebenen überlagern und erst in ihrer Vertikalität zueinander gegenseitig konstituieren und stützen. Einerseits führt Baudrillard auf der Textebene die eigenen Argumente inklusive derer Foucaults in unentscheidbare Aporien, andererseits exemplifiziert er mit dieser Strategie – die auf der Textebene zu nichts führt – seine eigene Theorie der Simulation. Dies kann hier nicht weiter ausgeführt werden; es ist nur festzuhalten: Die eigentliche Argumentation findet in der Textkomposition, nicht in den Aussagen statt.

Darüber hinaus eignet sich die Arbeit Baudrillards als Studienobjekt besonders, insofern sich hier literarische Einflüsse des Surrealismus gut studieren lassen, was an Konzepten wie ‚Absage an das Realitätsprinzip‘, ‚Pataphysik‘ etc. und deren Verwendung nachvollziehbar ist. Eine solche Studie wäre – neben der Analyse ästhetischer Elemente in der Theorie allgemein – nicht zuletzt deswegen ein lohnendes Unterfangen, als die Untersuchung von Beziehungen zwischen surrealistischer Literatur und poststrukturalistischer Philosophie/Theorie bis heute ein Desiderat darstellt.²⁰²

2. Bei einer oberflächlichen Betrachtung drängten sich folgende Ästhetisierungsmittel in den Blick, deren Umfang und Menge dann zu ergänzen und zu erweitern wäre:

a) *Metapher*. In der Philosophie hat bereits Hans Blumenberg die Funktionen verschiedener Metaphern untersucht. Er stieß dabei auf ‚absolute Metaphern‘, die sich nicht mehr auf Begriffe reduzieren oder in sie transformieren ließen, so daß diesen Metaphern konkrete heuristische Funktionen zugerechnet werden müssen, die freilich eher im ‚Unbewußten der Philosophie‘ wirken.²⁰³ Auch in der Literaturwissenschaft (und ihrer Theorie) und anderen Disziplinen ließen sich Metaphern mit deutlich heuristischem Wert ausmachen. Ein wenig subtiles, dafür anschauliches Beispiel: In einer kurzen Studie zur Topographie der historischen Avantgarde beschreibt Walter Fähnders deren Blickrichtung – in Übereinstimmung mit ihrer Selbstbeschreibung – als vertikalen, nämlich von oben herabschauenden Überblick. Die Metapher hierfür ist das Stehen auf einem Berggipfel.²⁰⁴ (Später finden sich in der Avantgarde auch technisiertere Bilder, die aber zu dem genannten funktional äquivalent sind.) Bei Luhmann hingegen wird der Blick der Avantgarde in horizontaler Weise verglichen mit Rudern, „die nur sehen, woher sie kommen, und das Ziel ihrer Fahrt im Rücken haben.“²⁰⁵ Es wäre zu untersuchen, ob die Metapher das jeweilige theoretische Urteil lediglich sekundiert, oder aber eine beobachtungs- und also erkenntnisleitende Funktion besitzt.

b) *Ironie*. Ein ähnliches Unternehmen müßte für die Ironie angestrengt werden. Entsprechend der Ironie in der antiken Philosophie eine Geisteshaltung oder ein Charakter-

²⁰⁰ Vgl. Jean Baudrillard: *Die oberflächlichen Abgründe*. In: Ders.: *Lafst euch nicht verführen!* Berlin 1983, S. 35–52.

²⁰¹ Jean Baudrillard: *Oublier Foucault*. München ³1983.

²⁰² Vgl. den Artikel *Surrealismus, Literaturtheorien des*. In: *Metzler Lexikon Literatur- und Kulturtheorie. Ansätze – Personen – Grundbegriffe*. Hrsg. v. Ansgar Nünning. Stuttgart, Weimar 1998, S. 517f.

²⁰³ Vgl. Hans Blumenberg: *Paradigmen zu einer Metaphorologie*. Frankfurt a. M. ²1999.

²⁰⁴ Vgl. Walter Fähnders: „Hier wird, auf einem Kap, Extremes geformt.“ *Zur Topographie der europäischen Avantgarde*. In: Antje Johanning, Dietmar Lieser (Hrsg.): *StadtLandFluß. Urbanität und Regionalität in der Moderne. Festschrift für Gertrude Cepl-Kaufmann zum sechzigsten Geburtstag*. Neuss 2002, S. 73–88.

²⁰⁵ *Kunst der Gesellschaft*, S. 199.

zug der strategischen und oft übermäßigen Bescheidenheit²⁰⁶, überwog bald die rhetorische Bestimmung der Ironie als Akzidenz der zweckgerichteten Rede.²⁰⁷ In den wissenschaftlichen Texten unserer Zeit haben ironische Einwürfe u.ä. ihren festen Platz, ohne daß ihre Funktion allerdings mehr als marginale Beachtung fände. In einer Arbeit, die analog zu der Blumenbergs gedacht werden könnte, müßte der heuristische Wert der Ironie in der Wissenschaft herausgestellt werden. Anknüpfungspunkt könnte auch hier Baudrillard sein, der bis heute wohl die konsequenteste ironische Theorie erarbeitet hat, auch wenn er sich auf vor allem literarische Vorläufer stützen kann.²⁰⁸

c) *Symmetrie*. Es läßt sich bisweilen beobachten, daß die Produzenten theoretischer und allgemein wissenschaftlicher Texte aufgrund von Symmetriebildungen Inkonsistenzen hinnehmen, was wohl unter dem bereits angesprochenen Punkt der ‚stimmigen Form‘ zu beobachten wäre. Bei Luhmann etwa führt das Festhalten an dem Postulat einer spezifischen Kodierung des Literatursystems zu Problemen, die er zwar bemerkt²⁰⁹, die er aber nicht beheben kann, insofern er sich an die Leitidee der funktionalen Äquivalenz aller gesellschaftlichen Teilsysteme gebunden sieht.²¹⁰ Ähnliches läßt sich für diejenigen Exegeten Luhmanns konstatieren, die aus gleichen Gründen – und mit denselben Schwierigkeiten – über die Suche nach Kodierungsvorschlägen nicht hinauskommen.

d) *Personalität*. Eine stilistische Eigentümlichkeit der Mehrzahl wissenschaftlicher Arbeiten ist der zum Teil gezwungen anmutende Verzicht auf die Verwendung der ersten Person Singular. Die komplexe Phraseologie des wissenschaftlichen Stils bietet hier allerlei Vermeidungstechniken: etwa das offensive „Im folgenden soll ...“, „Es muß festgestellt werden, daß ...“; das eher zurückhaltende „Es dürfte anzunehmen sein, daß ...“, „Es steht zu vermuten, daß ...“; der Konjunktiv auf Stelzen „Angemerkt sei ...“; das beherzte und zugleich verschämte „m. E.“ etc. Welches heuristische Symptom aber äußert sich in der vordergründig die Personalität transzendierenden Rede? Eine vielleicht etwas gewagte Hypothese – die noch zu prüfen wäre – lautet: Die Personalität wissenschaftlicher Texte ist ein Residualphänomen der erkenntnistheoretisch obsoleten Haltung, Wahrheit lasse sich, zumindest in ihrem Kern, durch eine intersubjektiv zugängliche Materialität bestimmen. Es könnten in der Personalität wissenschaftlicher Texte aber auch, polemischer, schlicht Derivativenformen der nivellierenden und legitimierenden Kraft des ‚man‘ gesehen werden, wie sie Heidegger analysiert.²¹¹ So oder so: eine Stilfrage, mithin eine ästhetische.

Daß diese Annahmen und Befunde nicht auf die Analyse geisteswissenschaftlicher Texte beschränkt bleiben müssen, zeigt der Seitenblick auf andere Disziplinen. In der öffentlichen (Selbst-)Darstellung etwa der Physik und auch in einschlägigen populärwissenschaftlichen Werken läßt sich seit Jahren schon beobachten: Dort wird nicht nur nach einer wahren Theorie gefahndet, die alles erklären kann und dergestalt doch

²⁰⁶ Hieraus ergibt sich eine interessante theoretische Inkonsistenz bei Aristoteles, die er mit Hinblick auf die sokratische Ironie in Kauf nahm; vgl. Aristoteles: *Nikomachische Ethik*. Stuttgart 1983, IV.13.

²⁰⁷ Vgl. im Überblick Wilhelm Büchner: *Über den Begriff der Eironeia*. In: *Hermes* 76 (1941), H. 1, S. 339–358.

²⁰⁸ Vgl. etwa Friedrich Schlegel: *Über die Unverständlichkeit*. In: *Werke in zwei Bänden*. Berlin, Weimar² 1988, Bd. 2, S. 199–211.

²⁰⁹ Vgl. *Kunst der Gesellschaft*, bes. Kap. 5; siehe auch Abschnitt 2.3 *Funktion und Kodierung* dieser Arbeit.

²¹⁰ Vgl. zur Kritik Sill, *Literatur in der funktional differenzierten Gesellschaft*, bes. S. 98ff.

²¹¹ Vgl. Heidegger, *Sein und Zeit*, § 27. (Siehe hierzu auch die Einleitung dieser Arbeit.)

die Hoffnung einer absoluten Wahrheit nährt – diese Theorie, die ‚Weltformel‘, muß und wird auch von einer ebenso vollkommenen Schönheit sein. So antwortet beispielsweise der Physik-Nobelpreisträger Steven Weinberg auf die hypothetische Frage, ob er unter mehreren Formeln die ‚Weltformel‘ erkennen würde:

Wenn es ein großes Formelwerk aus Hunderten von Gleichungen wäre, dann würde ich nur sagen: ‚Komm wieder, wenn du etwas Besseres hast.‘ Aber wenn diese Theorie die nötige Schönheit hätte, das heißt, wenn sie nicht bloße Beschreibung, sondern echte Erklärung wäre, dann würde ich ausrechnen, was diese Theorie vorhersagt.²¹²

Es bleibt abzuwarten, ob sich eine (auch) systemtheoretisch orientierte Analyse des Ästhetischen nach dem oben umrissenen Zuschnitt in bezug auf das ‚eigene Geschäft‘ besser bewährt, als es in dieser Arbeit für die Untersuchung literarischer Texte konstatiert werden mußte.

²¹² „Die Welt ist kalt und unpersönlich“: Physik-Nobelpreisträger Steven Weinberg über den Traum von der Weltformel. In: *Der Spiegel* 30 (26.7.1999), S. 191–194, hier S. 194. Vgl. auch ebd. den Leitartikel *Symphonie der Superstrings*, S. 182–190. Mit den gleichen Bildern und Termini wird nach wie vor gearbeitet, etwa in dem jüngst erschienenen Buch von Brian Greene: *Das elegante Universum. Superstrings, verborgene Dimensionen und die Suche nach der Weltformel*. Berlin 2002. Weitere Textbelege ließen sich angeben. Der im Zitat angedeutete Zusammenhang zwischen Schönheit und Effizienz läßt sich beispielsweise auch im Bereich des Computerprogrammierens beobachten.

Literatur

Zur leichteren Abgleichung im Haupttext werden die Titel Luhmanns aus dem Sammelband *Aufsätze und Reden* in Reihe aufgeführt. Ansonsten wird wie üblich in alphabetischer Abfolge der Nachnamen und in absteigender Jahresangabe der Erscheinung zitiert.

Primär

- Niklas Luhmann: *Aufsätze und Reden*. Hrsg. v. Oliver Jahraus. Stuttgart 2001:
 - *Vorbemerkungen zu einer Theorie sozialer Systeme*, S. 7–30
 - *Einführende Bemerkungen zu einer Theorie symbolisch generalisierter Kommunikationsmedien*, S. 31–75
 - *Die Unwahrscheinlichkeit der Kommunikation*, S. 76–93
 - *Was ist Kommunikation?*, S. 94–110
 - *Wie Bewußtsein an Kommunikation beteiligt?*, S. 111–136
 - *Ist Kunst codierbar?*, S. 159–197
 - *Das Medium der Kunst*, S. 198–217
- Ders.: *Die Politik der Gesellschaft*. Frankfurt a.M. 2000
- Ders.: *Die Gesellschaft der Gesellschaft*. 2 Bde. Frankfurt a.M. 1998
- Ders.: *Die Kunst der Gesellschaft*. Frankfurt a.M. ³1999
- Ders.: *Die Wissenschaft der Gesellschaft*. Frankfurt a.M. ³1998
- Ders.: *Weltkunst*. In: Ders., Frederick D. Bunsen, Dirk Baecker: *Unbeobachtbare Welt. Über Kunst und Architektur*. Bielefeld 1990, S. 7–45
- Ders.: *Das Kunstwerk und die Selbstreproduktion der Kunst*. In: Hans Ulrich Gumbrecht, K. Ludwig Pfeiffer (Hrsg.): *Stil. Geschichten und Funktionen eines kulturwissenschaftlichen Diskurselements*. Frankfurt a.M. 1986, S. 620–672
- Ders.: *Soziale Systeme. Grundriß einer allgemeinen Theorie*. Frankfurt a.M. 1987

Sekundär

- *Auswahlbibliographie zum Thema Systemtheorie und Kunst*. In: Henk de Berg, Matthias Prangel (Hrsg.): *Kommunikation und Differenz. Systemtheoretische Ansätze in der Literatur- und Kunstwissenschaft*. Opladen 1993, S. 245–250
- Claudio Baraldi, Giancarlo Corsi, Elena Esposito: *GLU. Glossar zu Niklas Luhmanns Theorie sozialer Systeme*. Frankfurt a.M. ³1999
- Henk de Berg: *Kunst kommt von Kunst. Die Luhmann-Rezeption in der Literatur- und Kunstwissenschaft*. In: Ders., Johannes Schmidt (Hrsg.): *Rezeption und Reflexion. Zur Resonanz der Systemtheorie Niklas Luhmanns außerhalb der Soziologie*. Frankfurt a.M. 2000, S. 175–221
- Ders.: *Select Annotated Bibliography to Luhmann's Systems Theory and Its Applications in Literary Studies*. In: *Poetics Today* 16 (1995), H. 4, S. 737–741
- Klaus-Michael Bogdal: *Einleitung: Von der Methode zur Theorie. Zum Stand der Dinge in den Literaturwissenschaften*. In: Ders. (Hrsg.): *Neue Literaturtheorien. Eine Einführung*. Opladen ²1997, S. 10–31
- Pierre Bourdieu: *Die Regeln der Kunst. Genese und Struktur des literarischen Feldes*. Frankfurt a.M. 2001
- Andreas Dörner, Ludgera Vogt: *Kultursozioogie (Bourdieu – Mentalitätsgeschichte – Zivilisationstheorie)*. In: Klaus-Michael Bogdal (Hrsg.): *Neue Literaturtheorien. Eine Einführung*. Opladen ²1997, S. 134–158

- Walter Fähnders: „Hier wird, auf einem Kap, Extremes geformt.“ *Zur Topographie der europäischen Avantgarde*. In: Antje Johanning, Dietmar Lieser (Hrsg.): *StadtLandFluß. Urbanität und Regionalität in der Moderne. Festschrift für Gertrude Cepl-Kaufmann zum sechzigsten Geburtstag*. Neuss 2002, S. 73–88
- Jürgen Fohrmann: *Einleitung*. In: Ders., Harro Müller (Hrsg.): *Systemtheorie der Literatur*. München 1996, S. 7–17
- Gabriele Hundrieser: *Überlegungen zu Macht und Gewalt in Heiner Müllers Lehrstücken Philoktet, Der Horatier und Mauser*. (Typoskript, 24 Seiten)
- Georg Jäger: *Systemtheorie und Literatur Teil I. Der Systembegriff der Empirischen Literaturwissenschaft*. In: *Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur (IASL)* 19 (1994), H. 1, S. 95–125
- Oliver Jahraus: *Unterkomplexe Applikation. Ein kritisches Resümee zur literaturwissenschaftlichen Rezeption der Systemtheorie*. In: *Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik*, 29 (1999), H. 113, S. 148–158
- Ders., Benjamin Marius Schmidt: *Systemtheorie und Literatur Teil III. Modelle Systemtheoretischer Literaturwissenschaft in den 1990ern*. In: *IASL* 23 (1998), H. 1, S. 66–111
- Ekkehard Mann: ‚Dadaistische Gartenzwerge‘ versus ‚Staatsdichter‘. *Ein Blick auf das Ende der DDR-Literatur mit systemtheoretischer Optik*. In: Henk de Berg, Matthias Prangel (Hrsg.): *Kommunikation und Differenz. Systemtheoretische Ansätze in der Literatur- und Kunstwissenschaft*. Opladen 1993, S. 159–182
- Humberto R. Maturana, Francisco J. Varela: *Der Baum der Erkenntnis. Die biologischen Wurzeln menschlichen Erkennens*. München 1987
- Claus-Michael Ort: *Systemtheorie und Literatur Teil II. Der literarische Text in der Systemtheorie*. In: *IASL* 20 (1995), H. 1, S. 161–178
- Gerhard Plumpe: *Kein Mitleid mit Werther*. In: Henk de Berg, Matthias Prangel (Hrsg.): *Systemtheorie und Hermeneutik*. Tübingen, Basel 1997, S. 215–231
- Dietrich Schwanitz: *Systemtheorie und Literatur. Ein neues Paradigma*. Opladen 1990
- Oliver Sill: *Literatur in der funktional differenzierten Gesellschaft. Systemtheoretische Perspektiven auf ein komplexes Phänomen*. Opladen 2001

Weitere

- Aristoteles: *Nikomachische Ethik*. Stuttgart 1983
- Artikel *Surrealismus, Literaturtheorien des*. In: *Metzler Lexikon Literatur- und Kulturtheorie. Ansätze – Personen – Grundbegriffe*. Hrsg. v. Ansgar Nünning. Stuttgart, Weimar 1998, S. 517f.
- Wolfgang Asholt, Walter Fähnders (Hrsg.): *Manifeste und Proklamationen der europäischen Avantgarde (1909–1938)*. Stuttgart, Weimar 1995
- Jean Baudrillard: *Die oberflächlichen Abgründe*. In: Ders.: *Laßt euch nicht verführen!* Berlin 1983, S. 35–52
- Ders.: *Oublier Foucault*. München ³1983
- Ders.: *Der symbolische Tausch und der Tod*. München 1991
- Hans Blumenberg: *Paradigmen zu einer Metaphorologie*. Frankfurt a.M. ²1999
- Wilhelm Büchner: *Über den Begriff der Eironeia*. In: *Hermes* 76/1 (1941), S. 339–358
- M. L. Clarke: *Die Rhetorik bei den Römern. Ein historischer Abriss*. Göttingen 1968
- *Die Kunst, unrecht haben zu können. Ein Gespräch mit Hans-Georg Gadamer*. In: Ingeborg Breuer et al.: *Welten im Kopf. Profile der Gegenwartsphilosophie. Band 1: Deutschland*. Darmstadt 1996, S. 105–115
- „Die Welt ist kalt und unpersönlich“. *Physik-Nobelpreisträger Steven Weinberg über den Traum von der Weltformel*. In: *Der Spiegel* 30 (26.7.1999), S. 191–194

- Michel Foucault: *Die Ordnung der Dinge. Eine Archäologie der Humanwissenschaften*. Frankfurt a.M. ¹⁵1999
- Dagobert Frey: *Kunst und Sinnbild (1942/45)*. In: Ders.: *Bausteine zu einer Philosophie der Kunst*. Hrsg. v. Gerhard Frey. Darmstadt 1976, S. 113–211
- Brian Greene: *Das elegante Universum. Superstrings, verborgene Dimensionen und die Suche nach der Weltformel*. Berlin 2002
- Georg Wilhelm Friedrich Hegel: *Phänomenologie des Geistes*. Darmstadt o.J. (= *Hauptwerke in sechs Bänden*, Bd. 2)
- Ders.: *Einleitung zur Phänomenologie des Geistes. Kommentar von Andreas Graeser*. Stuttgart 1988
- Martin Heidegger: *Sein und Zeit*. Tübingen ¹⁷1993
- Jost Hermand: *Geschichte der Germanistik*. Reinbek 1994
- Joachim Jung: *Der Niedergang der Vernunft. Kritik der deutschsprachigen Universitätsphilosophie*. Frankfurt a.M., New York 1997
- Robert Musil: *Der Mann ohne Eigenschaften*. Reinbek 1978
- Friedrich Schlegel: *Über die Unverständlichkeit*. In: *Werke in zwei Bänden*. Berlin, Weimar ²1988, Bd. 2, S. 199–211
- Ludwig Wittgenstein: *Werkausgabe Band 1: Tractatus logico-philosophicus. Tagebücher 1914-1916. Philosophische Untersuchungen*. Frankfurt a.M. ¹¹1997